

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 21. Mai 1933.

Der Wolderer-Johann kauft eine Frau.

Von Wilhelmine Baltinester.

Der Jäger Hiesel, der hoch oben auf dem Berg im Jägerhäutchen haust, sitzt beim Nachtisch. Jung und stramm ist er; der schwarzblaue Blick unter dem Strahlenbogen ährengebender Wimpern hat schon die Herzenstücher so mancher Dirndeln verschluckt. Der Hiesel kaut. Brot und Speck türmen sich in unwahrscheinlichen Mengen vor ihm. Kein Mensch weiß, wie dieser Haufen in seinem Magen Platz finden soll; aber wahrscheinlich weiß es der Hiesel genau, denn er schmeißt mit einer Vergnügtheit, die ihresgleichen sucht. Den Hut hat er aufbehalten, so gesträubt ist er übers Essen hergefallen. Ab und zu schiebt er den grünen Jägerfilz tiefer in den Nacken zurück, ist dabei festig und geräuschvoll und hält in jeder Hand etwas von dem guten Futter, mit dem er sich heute nährt.

Jemand klinkt die Tür auf, die geradenwegs ins Waldesdunkel hinausführt.

Der Hiesel, mit vollgestopften Backen laufend, schaut unwillig zur Tür hin. Dort steht der Wolderer-Johann mit ernstem Gesicht. Der Hiesel stopft mit dem Daumen ein Stück Speck, das ihm gerade aus dem Mund haumelte, zwischen die Zähne und fragt, laufend und schlingend: „A so spat kommtst du her, woas is denn los, Wolderer, ha?“

„I hätt eppes Ernstes mit dir z' reden!“ Und der Wolderer setzt sich ans andere Ende des kleinen Tisches und legt den Hut auf seine Knie.

Der Hiesel klopft den seinen noch tiefer in den Nacken, schiebt dem Gast Speck und Brot hin, aber der schüttelt den Kopf.

„No, woas is? Fang an!“ sagt der Hiesel und kaut.

„s is wegen der Minnerl.“

„Zwegen der Minnerl?“ Mit einem Rud schludert der Hiesel halberlantes hinunter und setzt sich kampfbahnmäßig in Postur. Was geht den da die Minnerl an? Mit der geht er selbst jetzt seit paar Wochen, und sie gefällt ihm noch sehr gut. Warum mischt sich der baumlange fide Kerl da hinein?

Dem wütenden Gesicht des Hiesel liest der Johann alles ab. „Wilst sie epper heirat'n?“ fragt er den Hiesel über den Tisch hinüber.

„Woas geht dös di an? Bist du der Pfarrer? I verblat mir a jede Einmischung!“

„I misch' mi nit ein, i will's nur wiß'n, denn wenn du's nit heirat'n tuast, dann is sie als frei zu betracht'n, un i kann's heirat'n.“

„Wenn's magt“, sagt der Hiesel ärgerlich, und dann mit hochmütig abschätzendem Blick über den langen Kerl, der, wenn er auch ein wohlhabender Bauer ist, doch im ganzen Dorf und ringsumher nie als ein fecher Kerl galt: „Wenn's di mag.“

Ein bißel verkniffen ist dem Wolderer-Johann die Lippen. Dann sagt er ruhig: „Dös wird ma seh'n. Nur müß'n z'ersicht wir zwa da einig sein, du und i. Gibst dös Diandl frei?“

Der Hiesel, dem die Sache nun Spaß zu machen beginnt, schmunzelt, denn er ist des Herzens der Minnerl sehr sicher. Er fängt wieder an, sich seelenruhig der Bewältigung seines Essens zu widmen. „No —“ meint er laufend, „ma sunnt ja nit.“

Der Johann fragt mit fester Stimme über den Tisch hinüber: „Bievüll Geld wiltst du dafür?“

Der Hiesel schaut ihn einen kurzen Augenblick scharf leuernd an. Kreuzsack, dem ist's wirklich ernst um das Diandl! Der Hiesel möcht am liebsten laut herauslachen. Draußahen wegen einem Diandl, wo die Welt voller Diandl is! Sowa! Schön bißd ist der! Na, ihm, dem Hiesel, kann's recht sein. „No —“ lächelt er und bedeckt sich unterdessen.

„Dös mußt a klares G'schäft san“, sagt der Wolderer-Johann mit seiner festen Stimme, die so gut zu seinen ersten Worten paßt. „Und die Bedingung wär, daß du die Minnerl nit mehr anhaust, di dös Kellst oder kalt, und daß du, wenn sie's do wieda verjucht mit dir anzufang'n, das Doppelte von dem herzahl'n mußt, was i dir geb'!“

„A da schau her!“ Der Hiesel lacht mit breitem Mund und schlägt sich vergnügt auf die Schenkel. „Draußah'n soll i nit.“

„Alsdann hast nit d' Absicht, di ernülich von ihr loszulass'n?“ bohrt der Johann.

„Erst bis es mir Spaß macht, mit a andre zu such'n.“

„Für hundert Schilling wird's dir glei' Spaß mach'n!“

Der Hiesel schludert und schaut und bemüht sich dabei um eine möglichst gleichmütige Miene.

„Und weitere hundert Schilling am Hochzeitstag auszahle“, setzt der Johann fort, spricht es so deutlich, daß jedes Wort in der Luft hängen bleibt, als hätte es ein leibhaftiger Wofat gesagt.

„No“, meint der Hiesel grobhartig, „i überleg' mir halt.“

„Überleg'n? Raa. Heut' mach i dös Andot — tummt morg'n, dann find's nur fußig Schilling gleich zahlbar und schick bei der Hochzeit. Verliert also durchs Überleg'n von was auf morg'n hundert Schilling! Wiar d' wiltst.“

Der Hiesel schiebt den Hut aus dem Nacken in die Stirn und kratzt sich hinterm Joppenkragen. „Zwahundert Schilling san dös all's z'amm'l!“ spekuliert er.

„Zwahundert all's z'amm'l!“ bestätigt der Johann laut und schaut sich in dem Jägerstübel um, wo es reichlich arm aussieht.

„s a laubers Diandl, dös Minnerl, und anständig“, sagt der Hiesel.

„s woag“, tönt es abweisend aus dem schmalen Mund des Wolderers.

Der Hiesel beginnt trotzdem, lang und breit die weiteren Paragrafen der Minnerl auszuzumalen. Der Johann unterbricht ihn ruhig und streng: „Alsdann hundert Schilling jetzt und hundert bei der Hochzeit! Ja oder nein!“ Und er steht auf.

Der Hiesel hat schon von Anfang an beschloßen, ja zu sagen. Was liegt ihm denn an der Minnerl? Diandl wie die, ebenso hübsch und nett, kriegt man doch jeden Tag, wenn man sein Gestell auf zwei so festen Beinen dahertreibt wie er. „s mir leid um d' Minnerl“, sagt er und macht ein schmerzliches Gesicht, das auch durch Magenrücken verursacht sein könnte.

„Scho guat“, wehrt der Johann kühl und hart ab. „Ja oder nein?“

„Alsdann — ja! Damit du a Ruah gibst!“ sagt der Hiesel.

Und jetzt geschieht das Unglaubliche, daß der Wolderer-Johann wirklich einen nagelneuen Hundertschillingsschein aus der Tasche nimmt (bis zu diesem Augenblick hat der Hiesel noch immer gemeint, es sei vielleicht doch nur ein Geldwäsch, ihn vor den Hiesel auf den Tisch legt, sich den Finger mit der Spitze des Geldes über das Geld fährt, dem Hiesel den Finger dann dicht unter die Nase hält, um so die Echtheit und mithin die Echtheit der Banknote zu beweisen.

„Keit am Hochzeitstag. Und wenn du mir d' Minnerl noamal anspricht, schau' di an! Und wenn du mir d' Minnerl abspenstig machst, zahlst doppelt so viel heraus, als du kriegt hast!“ Die Linke, zur Faust geballt, auf seinem Hundertschillingsschein haltend, legt er mit der Rechten ein Papier vor den Hiesel hin. Der denkt kurz nach, dann unterschreibt er, warum sollte er nicht? Fällt ihm ja gar nicht ein, sich weiter um die Minnerl zu kümmern.

„Adjes!“ Der Wolderer-Johann steigt in die Nacht hinaus.

Der Hiesel steht ernst und glöht, dann haut er sich vergnügt auf die Knie, rafft den Hundert vom Tisch und führt die Banknote in der Hand schwenkend, einen Landler auf, daß die Hütte wackelt.

Die Minnerl weint. Drei Tage hat sich ihr Jäger nicht gezeigt. Was hat er denn? Sie hat ihm doch nichts getan, es gab keinen Streit, kein Trogen, alles war in schönster Verliebtheit. Hat er sich eine andere aufgegebelt? In ihr tocht es. Er ist ihre erste große Liebe. Sie hat's ihm gesagt, er weiß es genau, daß ihr Herz zugrunde geht, wenn er sie nicht mehr mag.

Gesagt hat sie ihm wohl — aber haben ihm das nicht fast alle gesagt? Wenn man so einer ist wie der Hiesel, nimmt man das nicht so schwer. Was kann er denn dafür, daß sie alle so mächtig Feuer fangen bei ihm?

Die Minnerl weint solange, daß sie die Sonntagsmesse veräumt. Spät erst kommt sie auf den Kirchplatz hinaus. Die Augen hat sie sich mit eiskaltem Wasser gewaschen, trotzdem sind sie verschwollen genug, aber nicht so verschwollen,

daß sie den Hiesel dort nicht sähe, der den Arm um die Schulter der Rosa gelegt hat und die Verschämte eng an sich zieht. So steht er mit der anderen vor allen Leuten! Die Minnerl hält die Faust auf die Brust, wie um einen Schrei niederzuhalten. „Grüß di Gott, Minnerl! Der Wolderer-Johann ist neben ihr aufgetaucht.“

Sie streift ihn mit geräuretem Seitenblick, und ihr Auge irrt schnell von ihm ab, dorthin, wo der steht, der ihr das Herz in diesem Augenblick in Stücke reißt. Der Wolderer-Johann weicht ihr nicht von der Seite. — — —

Kaum einen halben Monat später hat der Johann ihr Ja. Sie hat den guten Menschen ganz gern und will dem Hiesel zeigen, wie rasch sie sich tröstet.

Es wird eine gute Ehe. Der Johann ist sanft und verlobt und die Minnerl ist still und freundlich. Und eines Tages, er fühlt sich seines Glückes sicher, erzählt er ihr alles; nur daß er dem Hiesel Geld gab, verschweigt er.

„I hab' g'wußt, der Hiesel is a Vieh, und in a paar Monat' läßt er di steh'n wiar jede andre! Und i hoan di scho lang vorher liab' g'habt.“

Sie harret ihn groß an. „Und er hat si' goar nit lang bitt'n lass'n, mi freizugeb'n?“

„Na, nit lang.“ Dem Johann drückt es in der Kehle, aber vom Geld will er ihr doch nichts sagen. „I hab' eahm halt g'lagt, du bist mir guat und hätt'st mi g'schickt, damit er von dir laßt!“ läßt er verlegen.

Die Minnerl steht auf und geht aus der Stube hinaus. Von diesem Tag an wird die Ehe frohlich. Sie meint nun, der Johann habe sie und den Hiesel unglücklich gemacht vor lauter Selbstsucht, sie zu bekommen. Und nun glaubt sie auch zu verstehen, warum der Hiesel damals auf dem Kirchplatz die Rosa umschlang: das machte er nur, um seinen Schmerz zu verbergen und das Mädchen, von dem er sich verraten glaubte, zu ärgern. Der Hiesel erscheint ihr plötzlich als ein armer Märtyrer.

Sie weiß es einzurichten, daß sie den Hiesel trifft, der fidel ist wie nur je und dem das Jägerhandwerk, das er im grünen Forst und im roten Herzensrevier betreibt, dauernd angeheim zusagt.

„Hiesel“, stellt sie ihn, „mei Moan hat mir alles g'lagt!“

„G'lagt hat er dir's?“ Er lacht. „No, i hob' dös zwahundert Schilling darmit's ganz guat brauch'n lönn'n!“

„Woas für zwahundert Schilling?“ fragt sie langsam.

„No, dös zwahundert, die er mir geb'n hat dafür, daß ich von dir abstehe!“

Eine Weile steht sie und schaut ihn groß an, dann läuft sie auf und davon.

Atemlos stürzt sie ins Haus, an die Brust ihres Mannes und schlingt die Arme fest um ihn, als müsse sie bei ihm Schutz suchen. „Johann, i hab' g'moant, du warst schlecht, aba du hast ihm Geld geb'n, weil du mi liab' g'habt hast, der Kerl aba hat's Geld g'nomm'n, weil er mi nit liab' g'habt hat! Du warst nit schlecht, o naa, er war's!“

Die Welt der Frau.

Tapfer, tüchtig und lebensfroh.

Das junge Mädchen von heute. — Es bewährt sich auf jedem Platz. — Eine Generation prachvoller Ehefrauen.

Von Else von Dossow.

Wir Frauen pflegen der Meinung zu sein, daß wir in den vergangenen Jahrzehnten einen erheblichen Schritt weitergekommen sind und uns höchst erfreulich entwickelt haben. Umso entsetzter werden wir sein, wenn wir dann bisweilen von Männern hören, daß die Frauen zwar alles mögliche Verstandesmäßige gelernt haben, aber keine richtigen Frauen mehr seien. Das dürfte doch ein Trugschluß sein. Genau wie es grundsätzlich ist, etwa nach dem Lebenswandel einer kleinen Gruppe leichtsinniger Großstadtpflänzchen die Gesamtmoral der jungen Mädchen zu beurteilen, genau so falsch ist es, in der verhältnismäßig vollkommen selbständig gewordenen Frau nun die Vertreterin der Weiblichkeit überhaupt zu sehen. Beides sind glücklicherweise nur Ausnahmeseitenerscheinungen, die allerdings mehr in die Augen fallen als die Durchschnittsfrau, weil sie naturgemäß mehr von sich reden machen und — der Mann ihnen auch häufiger begegnet. Wer behaupten will, daß diese Frauen die Frauenwelt zeigen, wie sie heutzutage wirklich ist, redet wie der Blinde von der Farbe. Es mag das, was er sagt, auf den kleinen oder größeren Kreis zutreffen, mit dem er umgeben ist, nimmermehr — und glücklicherweise nicht — aber auf die Allgemeinheit. Wenn das junge Mädchen heute einen Beruf ergreift, so tut sie es in neunzig von hundert Fällen, weil sie zum Verdienen gezwungen ist, weil sie vielleicht auch den Wunsch hat, sich in den Jahren vor der Ehe etwas zu verdienen, um nicht ganz mittellos in die Ehe zu treten, beides Beweggründe, die man nicht verwerfen darf und soll. Sie wird aber fast immer hocherfreut sein, wenn der Augenblick kommt, da sie den Erwerb mit dem Beruf der Hausfrau und Mutter vertauschen darf.

Daß unsere jungen Mädchen von heute tüchtig sind, kann niemand in Abrede stellen. Man braucht nur einmal in aller Morgenfrühe einen Blick auf die Straßen zu werfen. Scharen von jungen Mädchen begeben sich an ihre Arbeitsstätten. Sie haben früh aus den Federn gemußt, haben oft schon eine Bahnfahrt hinter sich, aber man sieht ihnen keine Müdigkeit an. Im allgemeinen sind sie mit Leib und Seele bei ihrer Aufgabe, und wenn es tüchtig zu tun gibt, ist es ihnen nur

umso lieber. Sie besitzen in der großen Mehrheit eine erstaunliche Arbeitsfähigkeit. Sie haben nichts Blasiertes und Lebensüberdrüssiges, wie man es an den jungen Damen der Gesellschaft früherer Tage nur allzu oft beobachten konnte, die die Nacht zum Tage machten, infolge dessen in den hellen Morgen hineinschliefen und den ganzen Gesellschaftsbetrieb nach wenigen Jahren so satt hatten, daß sie, um ihm zu entrichten, wer weiß was hergegeben hätten. Zu diesem Drohensdasein möchte das junge Mädchen von heute allerdings um keinen Preis zurückkehren. Es will sich tummeln, sich nützlich machen, eine Aufgabe erfüllen. Und diese tüchtigen, lebensfrischen jungen Mädchen sollten eines Tages ihren Männern keine guten Frauen sein? Das erscheint ungläubhaft und ist bestimmt unrichtig.

Es wird von manchen Seiten darauf aufmerksam gemacht, wieviel diese lebensfrischen jungen Mädchen für die Arbeitsräume getan haben. Ein Vergleich der heutigen Arbeitsräume mit denen vor dreißig Jahren wird besten überzeugen, daß hier ein grundlegender Wandel eingetreten ist. Man wird natürlich sagen: das alles haben die Erkenntnisse der neuzeitlichen Hygiene bewirkt. Aber das stimmt nicht ganz. Denn noch ehe man die Hygiene als Schlagwort gebraucht, waren es die jungen Mädchen, die sich Mühe gaben, ihren Arbeitsplatz und den ihres Chefs behaglich zu machen, und wäre es nur durch einen Blumenstrauß auf Schreibtisch oder Pult. Wer hätte vor fünfzig Jahren an Blumen im Büro gedacht? Und wer würde heute daran denken, wenn nie ein junges Mädchen im Büro gearbeitet hätte?

Das berufstätige junge Mädchen, das nicht im Elternhaus lebt, lernt außerdem noch etwas, was ihr in ihrer späteren Ehe sehr zustatten kommt; sie lernt es, sich einzurichten, ihr oft kleines Einkommen muß für die unglücklichsten Dinge ausreichen, und sich einzurichten versteht sie, dank ihrem natürlichen Geschick, viel besser als der Junggeselle, der auch mit größerem Einkommen nicht in der Lage ist, sich ein gemühtliches Heim zu schaffen, was dem alleinlebenden jungen Mädchen oft mit den bescheidensten Mitteln möglich ist. Hier lernt sie alles, was sie später als Hausfrau braucht, und wenn ihr dieses Gefühl für Behagen eingeboren ist, wird kein Mann darüber klagen können, daß die berufstätigen jungen Mädchen keine guten Frauen seien und daß sie sich durch den Erwerb ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet hätten. Ein tüchtiges Mädchen bewährt sich auf jedem Platz, auf den man es stellt.

Sportkleidung.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Tennisleid aus weichem Bizee oder Panama mit kleinen angeknüpften Flügelärmeln. Der bequeme Ausschnitt ist vorn und im Rücken spitz. Die farbliche Note erhält das Kleid durch Gürtel, Bänder und Knöpfe in den Farben des Klubs, rot, blau oder grün.

Laufanzug mit gestricelter Weste in hellrot, braun und beige mit Punkteffekten. Einjah aus dem Material des Rockes. Raschleidene Hemdbluse.

Sportkomplet aus weißer Wolle mit zartgelbem Strickpullover. Der breite Gürtelteil der kurzen Jacke und das einseitige Knie sind in passenden bunten Streifen gewählt. Die weiten Gloriarärmel reichen nur knapp bis zum Ellenbogen und sind abknöpfbar.

Alltägliche Taktlosigkeiten.

Von Anna Lichtenstern.

Das Wort „Unmerklichkeit“ hat nicht ohne innere Absicht und Notwendigkeit seinen Doppelsinn. Mangelnde Aufmerksamkeit gegen Andere führt sehr häufig zur Unhöflichkeit und diese wiederum ist die Wurzel der Taktlosigkeit. Das Unvermögen, den Egoismus hintanzulassen und sich in das Wesen des andern einzufühlen, kommt noch hinzu. Das Schlimmste an den vielen mehr oder minder großen Taktlosigkeiten des Alltags aber ist, daß sie den Wenigsten, die sie begehen, tatsächlich zum Bewußtsein kommen.

Der nachstehende wunderbare Satz stammt von Goethe: „Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt und aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußeren Betragens.“ Man kann zwar auch hinsichtlich der Höflichkeit übertreiben, aber das wirkt niemals so bestreblich, wie wenn man es an ihr fehlen läßt. Höflich sein aber bedeutet in der Regel, daß man ein taktvolles Benehmen an den Tag legt.

Die häufigsten Taktlosigkeiten des Alltags liegen in mangelnder Beachtung der Wünsche und Bedürfnisse anderer. Das Zuspätkommen ist ein besonderes Beispiel dafür. Während der eine abgeregelt und nervös wartet, kommt es dem andern gar nicht zum Bewußtsein, daß dieser durch seine mangelnde Aufmerksamkeit zu leiden hat. Auch das unpünktliche Einhalten von Versprechungen — von deren Nichterfüllung wollen wir gar nicht erst sprechen — gehört unter diese Betrachtungen. Man sagte zum Beispiel, daß man an dem und jenem Tage ein Buch bringen, einen Besuch machen, einen telefonischen Anruf durchführen werde, vergißt es aber oder verzieht es aus Bequemlichkeit und Leichtigkeit. Was das aber für den andern bedeutet, bedenkst man nicht weiter. Auch unbeantwortet gelassene Briefe müssen in diesem Zusammenhang angeführt werden. Es ist selbstverständliche Pflicht, jeden, auch einen unangenehmen Brief zu beantworten. Denn der erste Brief wurde ja in dieser Erwartung und unter dieser Voraussetzung geschrieben.

Nachlässig auf der Straße zu grüßen und überhaupt mangelnde Ehrbezeugung an den Tag zu legen, ist eine der gebräuchlichsten Unmerklichkeiten. Auch Trinkgelder sollten stets möglichst unauffällig gegeben werden, und der Dank dafür wird von jedem gebildeten und wohlgezogenen Menschen kurz und freundlich abgelehnt. Eine der furchtbarsten Taktlosigkeiten aber ist das unerbetene Ausfragen und das Erteilen von Ratschlägen, die keiner verlangt. Wird jemand über seine privaten und persönlichen Angelegenheiten ohne Grund ausgefragt, so kommt das einem tückischen Überfall auf den Betreffenden gleich. Denn dieser ist wehrlos und bedarf großer gesellschaftlicher Gewandtheit, um solche Fragen, ohne deutlich werden zu müssen, von sich abzumehren. Auch mit unerbetenen Ratschlägen verhält es sich so. Das stete Unterbrechen der Rede, das immer noch häufig genug vorkommt, das dauernde Reden über sich selbst, wobei eine ganze Gesellschaft derartige allgemein durchaus nicht interessierende Angelegenheiten anhören muß, das Beharren bei einem Thema, das eine Anzahl Anwesender nicht im geringsten interessiert, sind nur wenige Beispiele für alltägliche Unhöflichkeiten. Man kann aber auch durch zu langes Schweigen, durch eine zu eifrige und fühlbare Zurückhaltung verlegend wirken. Eine der größten gesellschaftlichen Kunst liegt ja wohl darin, die Grenze zwischen beständlicher Zurückhaltung und aufdringlicher übergroßer Teilnahme einzuhalten. Aufdringliche und plumpe Komplimente, mit denen man nicht selten junge Frauen und Mädchen überfällt, müssen als mangelndes Einfühlungsvermögen bezeichnet werden. In Baltimore wurden kürzlich zwei junge Leute zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, weil sie zwei Amerikanerinnen auf der Straße angesprochen und trotz höflicher Zurückweisung dauernd verfolgt hatten. Diese Strafe erscheint uns hart und schwer, aber die Straflosigkeit für derartige Jähzornigkeit gegen wehrlose und anständige Frauen ist jedenfalls auch nicht am Platze.

Es gibt aber auch Taktlosigkeiten, die sogar gesundheits-schädlich wirken. Wie oft wird jemand angehusst oder angekniffen, wie selten nimmt man, selbst wenn man ein anstehendes Leiden besitzt, auf andere Rücksicht. Das Anknurren des Gramophons zu jeder Tages- und Nachtzeit, das Abhören der Rundfunkdarbietungen bei geöffneten Fenstern ist taktlos. Denn man weiß ja niemals, ob man nicht irgendwen, der gerade ruhebedürftig ist, dadurch läßt. In unseren bewegten und aufgeregten Tagen ist Ruhe eine sozial-

hygienische Forderung. Wer Hunde hält, wer Singvögel züchtet, wer laute Feiern veranstaltet, muß, will er den Geboten des Takte und der Rücksichtnahme nicht zuwiderhandeln, alle erdenklichen Maßnahmen zur möglichst geringsten Ruhestörung ergreifen.

Das Betragen ist ein Spiegel, in dem jeder sein eigenes Bild zeigt. Wenn man sich dessen bewußt ist, wenn man zur Kenntnis nimmt, daß man durch sein Betragen sein eigenes Seelenabbild kundtut, dann verschwinden auch die tausend kleinen Taktlosigkeiten des Alltags, die viele empfindliche Leute zur Verbitterung und Menschenfeindschaft treiben.

Das verschüchterte Kind.

Von Dr. Karl Ehlers.

Die Fehler der strengen Erziehung. — Strenge und Bewohnung. — Das Ziel der Erziehung ist Selbständigkeit.

Vor einigen Tagen stürzte sich ein Schüler in Rügen vom Königsstuhl herab, da er überarbeitet war. Er fand keinen Ausweg aus den strengen Anforderungen des Elternheims. Diese strenge Erziehung ist nicht immer eine gute Erziehung. Man steht bei derartigen Selbstmorden scheinbar vor einem großen Rätsel, doch bis zu dem tragischen Ausgang schienen die betreffenden Schüler sich unter den Verhältnissen des Hauses und der Schule leidlich wohl zu fühlen. Unerklärlich erscheint dann auf einmal dieser fast vollkommene Umschlag im Verhalten des jungen Menschen. Eine kraftvolle Erziehung, die sinnvoll durchgeführt wird, ist eine gute Erziehung, denn es ist ganz unzweifelhaft, daß Menschen, die sich selbst nicht zu helfen wissen, unfähig sind, im Lebenskampfe zu bestehen oder gar andere Menschen zu leiten. Eine kraftvolle Erziehung ist aber nicht eine strenge Erziehung, denn diese wird den Anforderungen der kindlichen Seele nicht gerecht. Ein Kind weiß wohl zu unterscheiden, ob es nur von der festen Hand des Vaters oder der Mutter geleitet wird, oder unter einer übermäßigen Strenge leiden muß. Der Erzieher und der Lehrer, der mit ruhigem Kraftbewußtsein und mit Gerechtigkeit die Bahnen des Kindes führt, wird immer bei den Jünglingen Hochachtung finden. Wenn seine Anforderungen auch groß und fest sind, so wird er doch die Liebe des Kindes behalten, da er es versteht, das Kind zu seinen Pflichten emporzuführen und die Befolgung dieser Pflichten als Ehrensache anzusehen. Er erweckt im Kind die Selbständigkeit des Entschlusses und des Handelns. Das Kind tut es aus freiem Willen, aus freiem Willen und darum gern. Diese kraftvolle Erziehungsmethode erweckt im Kind die besten Eigenschaften, denn sie erzieht den jungen Menschen zu einer Persönlichkeit, die sich leicht ins Leben einfügt. Der wahrhafte Erzieher wird niemals versuchen, das Kind ungebunden oder ihm etwas mit Gewalt und Strenge aufzudrängen, sondern er wird den Jüngling an die Wichtigkeit der Aufgaben heranzuführen, ohne daß scheinbar ein Zwang obwaltet. Im Gegenzug dazu geht der strenge Erzieher nicht von der Persönlichkeit des zu Erziehenden aus. Ihm schwebt ein bestimmtes Idealbild vor, zu dem der junge Mensch heranwachsen soll, gleichgültig, ob er dafür tauglich ist oder nicht, gleichgültig auch, ob er dazu Lust empfindet oder nicht. In jedem Fall wird der Schüler den Versuch machen, diesem Idealbild nahe zu kommen, auch wenn seine Kräfte versagen. Es wird ihm also in geistlicher Beziehung Gewalt angetan. Das Versagen der Kräfte bei der Erziehung des Ideals ist dann häufig der Grund des seelischen Zusammenbruchs, der sich in Selbstmord äußert. Der Schüler wurde nicht richtig geführt, denn er wurde nicht seiner Persönlichkeit und seinen Anlagen entsprechend erzogen. Seine

Kräfte wurden überspannt, und die Strenge sorgte dafür, daß diese Überspannung niemals nachließ. In dem Maße, wo der Schüler den Ansprüchen genügen kann, wird die strenge Erziehung vielleicht wenig Schaden anrichten. Gemüht er aber nicht den Anforderungen, dann stellen sich Furcht und Verschüchterung ein, wenn nicht, wie in sehr vielen Fällen in letzter Zeit, im Freitod der Ausweg aus dem Dilemma gesucht wird. Das verschüchterte Kind und der schüchterne, lebensunfähige Mensch ist eine Folge des harten Zwanges und der strengen Erziehung. Das nie fröhliche, nie mutige und niemals hoffnungsfreudige Kind, das ratlos in der Schule und im Leben ist, ist meist die Folge dieser sogenannten strengen Erziehung, die in dem Schüler alle Selbständigkeit tötet, weil sie autoritativ und Selbständigkeit nicht ankommen läßt. Die ganze Entwicklung des jungen Menschen wird dadurch verzerrt und auf ein falsches Geleise gebracht. Das verschüchterte Kind ist ebenso lebensunfähig wie das verwöhnte Kind, das keine führende Hand kennt und darum auch niemals ein Ziel kennen gelernt hat, das seiner Persönlichkeit angemessen ist.

Erprobt und bewährt!

Zur Teebereitung nehme man nie eine Metallkanne, da sich der Geschmack des Metalls unweigerlich dem Tee mitteilt. Irdene Teekannen, besonders die gegenwärtig wieder sehr modern gewordene glasierte Keramik, sind auch dem Silber bei weitem vorzuziehen.

Rüchertartoffeln (Kartoffelbrei) werden weich und flöckig, wenn man sie mit heißer Milch anrührt. Kalte Milch macht sie schwer und klebrig.

Honig vor dem Schlafengehen! Nervöse und Blutarmer sollten vor dem Einschlafen einen Teelöffel reinen Bienenhonig zu sich nehmen.

Schwarzwerden von alten Kartoffeln verhindert man durch einen Teelöffel voll Essig, der in das Wasser getan wird, bevor man die Kartoffeln kocht.

Schluden vergeht, wenn man ein in Essig getauchtes Stück Jader ist.

Aluminiumgeschirr darf nie in Soda gereinigt werden, da Soda das Aluminium zerstört. Man nehme statt dessen Seife, die genau so wirksam reinigt.

Teppiche bestreue man vor dem Ausbürsten zweckmäßigerweise mit Salz. Das verhindert ein Aufsteigen des Staubes und befördert das Wiederfrischwerden der Farben.

Trübe Reinküde bleicht man, indem man sie eine Viertelstunde lang mit einigen Zitronenscheiben kocht.

Alte Kragen, aus denen man die Stärke auswascht, dienen als bequeme Puschlappen für Türklinen und Fensterhähne.

Knöpfe halten fester, wenn man den Faden vor dem Annähen mit etwas Bienenwachs einreibt.

Messinggriffe behalten tagelang ihren frischen Glanz, wenn man nach dem Reinigen eine rohe Kartoffel darüber reibt und noch einmal nachpoliert.

Weißes Pelzwerk und weichen Filz reinigt man durch Abreiben mit heißem Mehl oder Kleie. Auch mit Senz oder Magnesia läßt sich der Schmutz leicht entfernen.

Der Jugendfreund.

Ruhmwohlf und Starker Bär

Unsere Namen sind viel schöner als wir ahnen.

Der fliegende Hirsch und Adlerauge, das sind schöne Namen, nicht wahr? Dabei kann man sich wenigstens etwas denken; aber Max, Fritz, Adolf, Bernhard — was soll denn das bedeuten! Und flugs hat jeder beim Indianerspiel seinen eigenen Kriegernamen, der viel schöner klingt und viel mehr sagt — denkt er — als Albert oder Heinrich oder Wolfgang. Man hat eben seinen Namen, den man bei der Taufe mitbekam. Aber eigentlich ist es doch ganz gleich, ob man Paul oder Otto heißt.

Aber wer das behauptet, zeigt nur, daß er von der Mutterprache und weiterhin von Sprachen überhaupt nicht viel versteht. Denn unsere Namen, auch die allergebräuchlichsten, bedeuten allemal etwas, das wir auch in den allermeisten Fällen genau erklären können; und ich meine, seinen eigenen Vornamen — das ist doch wohl das mindeste — den sollte sich jeder selbst erklären können. Auch die alten Deutschen liebten es sehr, sich mit herrlichen Tieren an Mut und Kraft zu vergleichen, ganz wie die Indianer. Da gab es einen „Edelwolf“ — heute sagen wir nichtsahnend dafür Adolf —, und einen „Ruhmwohlf“. Das denkt man nicht, wenn man den Namen „Rudolf“ oder „Rubi“ hört, nicht wahr? Wie aus den Jagdgründen der Irotesen oder Delaware mutet der starke Bär an. Die alten Deutschen sagten dafür „Bernhard“. Und „Starker Löwe“ ist „Leonhard“ (abgefürzt Leo).

Der starke Eber ist Eberhard, und der starke Wolf ist Wolfhard, ein Rufname, der in dem Eigennamen Wulferi wiederkehrt. Natürlich hat es auch eine Reihe von Namen gegeben, die sich auf die alten Germanengötter bezogen. Aber mit denen hat das Christentum ausgeräumt. Nur ein paar sind seiner Aufmerksamkeit entgangen: Irngard heißt Schuh des Irmin. Irmin war ein Stammesgott, dessen Namen in dem berühmten, von Karl dem Großen zerstörten Götterbilde „Irminsul“, Säule des Gottes Irmin, vorkommt. Und Ingeborg ist Burg des Ingwo, der ebenfalls ein Stammesgott war. Auch die lieblichen Geister der Luft, des Waldes und der Quellen, die Elfen, die heute nur noch in Märchen weiterleben, haben bei den Menschenkindern Pate: Alfred heißt „Von Elfen beraten“ und Elfriede ist unter „Elfen-schuh“ gestellt. Statt vieler heidnischer Namen wurden in der Zeit der Befreiung christliche Namen eingeführt, das heißt hebräische oder griechische und lateinische. Das ist schade, denn die altheidnischen Namen stehen uns ja mit größerem Rechte zu. Aber bei vielen Namen merken wir es kaum noch, daß sie Fremdlinge sind. Wie deutsch klingt Hans, und es kommt aus dem Hebräischen Johanan; Gott ist gnädig. Joachim heißt: Jehova richtet auf. Marie (Mirjam) die Widersprechlichkeit; Martha, die Herrin; Elisabeth (Else, Liese); Gott schwur; Eva heißt Leben, Anna; Gnade. Dorothea

oder Theodora bedeutet beides dasselbe, nämlich Gottesgabe. Aber auch Mathias heißt Gottesgabe. Eine Fülle von Namen spiegelt den kühnen Geist des Volkes der alten Deutschen wider: Albert oder Albrecht: der durch Adel glänzende; Berta: die Glänzende; Dietrich: der Volksherr; Erich: der Alleinherrscher. Erika ist die weibliche Form von Erich wie Erna von Ernst; Edith: der Kampfbefähige; Ernst: der Kampf; Franz ist offenbar „Frank“, der Franke; Friedrich oder Fritz ist der Friedenskönig; Gustav ist „Kampfab“, Gertrud: Speerkraft oder Speerzauberin; Gerda ist Reifeform für Gertrud; Herrmann ist Herr der Krieger und Heinrich: König im Heim; Hildegard heißt Kampfab und Helmunt: mutiger Schuh; Karl heißt nichts anderes als „starker Mann“, aber das sagt ja sehr viel. Charlotte (Lotta) ist die weibliche Form dazu. Kurt ist ebenso wie Runo eine Abkürzung von Konrad und alle drei Namen heißen Kühn-Kai. Ludwig ist „berühmter Kämpfer“ und Luise ist die weibliche Form des französischen Louis. Leopold (Luitpold): der vor dem Volke lühne, Robert wie auch Wiprecht heißt der Ruhmlänzende und war ein Beinarm des Wotan, der heute in Vermummung als Knecht Ruprecht ein guter Dänel gemorden ist. (Das griechische Nikolaus (Klaus) heißt Siegeslab, also etwa ähnliches wie Ruprecht). Wilhelm ist der mächtige Beschützer, Walter aber der Gwalt herrscher. Und nun noch ein paar Fremdlinge: August: der Erhabene; Alexander: der Männer abwehrende Kämpfer; Eugen: der Wohlgeborene; Georg: der Landmann; Richa: Karthago; die Reine; Margarete (Grete): die Seele; Martin: der Marsjünger; Max kommt von Maximilian (Maximus Aemilianus); Maximus heißt der Große; Aemilianus (Emil) ist ein unübersehbarer römischer Geschlechtername wie auch zum Beispiel Iulius. Lucie ist die Glänzende; Paul heißt der Kleine; Peter der Fels; Philipp: der Pferdofreund; Viktor: der Sieger. Der häufige Name Otto (Ottolar) ist unklar. Hertha ist einfach ein Schreibfehler für (Göttin) Nerthus. Artur ist ein keltisches Wort und wohl ebenso wenig erklärbar wie der vorgerätliche Name Helene (Vene). Einige Namen bleiben also leider tatsächlich nichts als „Schall und Rauch“.

Was ist eine Pferdekraft?

Man bezeichnet zwar neuerdings die Leistung einer Maschine vielfach in Sekunden-Meter-Kilogrammen (eine Kraft, die in einer Sekunde ein Kilogramm einen Meter hochhebt), doch wird auch die Bezeichnung Pferdekraft oder Pferdestärke noch vielfach angewendet. (Abgekürzt PS oder auch englisch HP = horse — Power.)

Eine Pferdestärke ist die Leistung, die ein Kilogramm in einer Sekunde 0,75 Meter hochhebt. Sie ist feiner dadurch ermittelt worden, daß man ein sehr starkes Pferd bestimmte Zeit an einem Drehgöpel arbeiten ließ, der den Förderfödel einer Bergwerksanlage hob. Aus einer kurzen Versuchszeit ließ sich dann der oben angegebene Wert für die Arbeit eines Pferdes errechnen. Es muß aber gesagt werden: die Leistung ist von einem sehr kräftigen Tiere und in kurzer und recht anstrengender Arbeit getan worden.

1
9
7
14
22
Die
9. Etage
17. nord
21. niede
Se
reich, 3.
6. biblich
Element,
18. Schif
A A A
E J J
L N N
N N C
R S T
Bapa, K
Wie ton
Ja, hier
eine furchtbar
Die gute Bar
Also, me
gibt — was h
Ich kann
wünschen...
Kaufhandel.
„It das
„Mein He
Verjüng.
Und nun
die Aufgaben
„Im ...
über augenbl
„Das ist j
einige Mensch
wieder verjess
1000!
„Gnädige
haben! Sie fr
„Städtlich
„Wirklich?
„D... d
Kunde, Sie wä

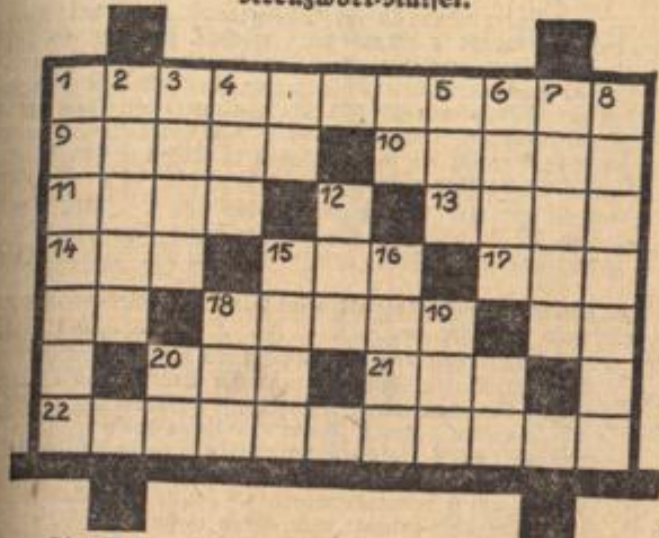


Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten waagrecht: 1. Halbedelstein, 9. Erlass des Sultans, 10. Abteil, 11. Tonstück für 3 Instrumente, 13. Papiermaß, 14. Wappenvogel, 15. Lebendende, 17. nordische Gottheit, 18. festes Tuch, 20. Teil des Schiffes, 21. niederer Vögel, 22. Krankheit.

Senkrecht: 1. östlicher Nachbarstaat, 2. Stadt in Frankreich, 3. französischer Adeliger, 4. Weltsprache, 5. Herrschertitel, 6. biblische Gestalt, 7. Kallerde, 8. Zeitungsanzeige, 12. chem. Element, 15. ehemalige deutsche Kolonie, 16. halb (als Vorsilbe), 18. Schiffsseite, 19. Elend.

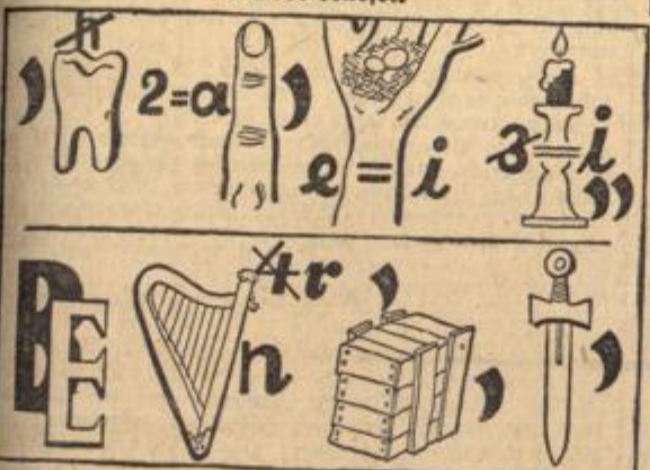
Silben-Rätsel.

Aus den Silben
a - a - a - be - ber - bi - bo
- ball - burgh - ce - che - ci -
del - di - di - din - dog - dreh
- dri - e - e - eh - ei - feu -
ge - heid - huf - i - ka - ko
- kon - land - le - lif - lo -
na - ne - neu - ni - no - nus
- preis - pri - pun - ra - ra -
ra - ren - ro - ros - schei - se
- see - sen - si - tar - u -
wa - wo - xi - zel

sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einige Verse aus einem bekannten Liebe ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Planet, 2. Jurist, 3. Spiel für Kinder, 4. Wendeanlage im Gleisbau, 5. Fier- und Feldpflanze, 6. Feldblat, 7. Zeitabschnitt, 8. Fluß in Hindustan, 9. Wörterbuch, 10. Nebenfluß der Save, 11. Schlingpflanze, 12. Oberhaupt des Islams, 13. Insel südöstl. von Australien, 14. Baumfrucht, 15. Ragatier, 16. Stadt in Schottland, 17. Hundetasse, 18. ital. Komponist, 19. weiblicher Vorname, 20. Fremdenführer, 21. Fußbeschlag.

Bilder-Rätsel.



Rätselsprung.

| | | | | | |
|-----|------|------|------|-------|------|
| und | ben | er | sen | und | du |
| ge | will | darf | ob | war | voll |
| du | soß | wis | ganß | dem | ren |
| ge | da | ich | ten | wo | es |
| in | ob | nem | mit | gen | sel |
| re | au | bie | er | heit | und |
| bei | fla | gan | ber | le | es |
| ren | eh | gen | hoß | kannt | wahr |
| | | | | | wo |
| | | | | | ben |

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreis-Rebus: Wer munter seine Arbeit tut, dem schmeckt auch seine Suppe gut! — **Rätselsprung:** Bergedens werden ungebundene Geister nach der Vollendung reiner Höhe streben. In der Beschäftigung zeigt sich erst der Meister, und das Geleg nur kann uns Freiheit geben. Goethe. — **Magisches Quadrat:** Kales, Amati, Kape, Egel, Siele. — **Veränderung:** Kfern, Kipern. — **Silben-Rätsel:** 1. Bülgang, 2. Amneris, 3. Speffart, 4. Irland, 5. Kagajati, 6. Dollar, 7. Eulenburg, 8. Riesen- gebirge, 9. Bursel, 10. Europa, 11. Lufas, 12. Lütis, 13. Doibe, 14. Hietohn, 15. Rätselsprung, 16. Kelle, 17. Innersdorf, 18. Cholera, 19. Trüffel, 20. Gimpel, 21. Gndde, 22. Fallerleben, 23. Arnel, 24. Lama, 25. Lutulus, 26. Texas, 27. Welpomene, 28. Unterwalden. Was in der Welt dir nicht gefällt, mußt dir gelassen gefallen lassen. — **Am Hasen:** Kräne - Hebel - Rebel - Rebelltröhe. — **Siebsittig:** Zug.

Magisches Quadrat.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| A | A | A | A | E |
| E | J | J | K | L |
| L | N | N | N | N |
| N | N | O | O | R |
| R | S | T | T | U |

Die Buchstaben sind so zu verteilen, daß sich senkrecht und waagrecht gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben:

1. Teil des Briefkergewandes,
2. Stadt in Italien,
3. Sturm,
4. Schlingpflanze,
5. Stadt in der Rheinprovinz.

Lüftigen Lp.



Er kennt sich.

„Papa, können denn Löwen auch schreiben?“
„Wie kommt du denn zu der Frage?“
„Ja, hier in meinem Buche steht doch: „Der Löwe hat eine furchtbare Klau.““

Die gute Partie.

„Also, meine Tochter bekommt hunderttausend M. Mit-
— was haben Sie dagegen zu bieten?“
„Ich kann Ihnen eine Quittung geben, wenn Sie es
wünschen...“

Kaufhandel.

„Ist das Bild von Lenbach auch wirklich echt?“
„Mein Herr, wir geben Ihnen drei Jahre Garantie!“

Beizung.

„Und nun, Herr Kandidat, können Sie uns etwas über
die Aufgaben des Blinddarms sagen?“
„Um... ja... ich habe es gewußt, Herr Professor,
aber augenblicklich habe ich es ganz vergessen!“
„Das ist ja furchtbar schade, daß der Herr Kandidat, der
mühsam Mensch in der Welt, der etwas darüber wußte, es
wieder vergessen hat!“

Ich laos!

„Sündige Frau, ich bin entzückt, Sie kennen gelernt zu
haben! Sie sind die reizendste Frau, die mir je begegnet
ist! Glücklicherweise, der Mann, der Sie besitzen darf!“
„Wirklich? Ich bin noch frei!“
„Oh... dann entschuldigen Sie mich bitte — ich
kann, Sie wären verheiratet!“



Körperlehre.

„Hänschen, weißt du denn wo dein Herz sitzt?“
„Nein!“
„Nanu, fühlst du denn gar keine Schläge?“
„Nein, die fühle ich immer wo anders!“

Steigerung.

„Hat denn Herr Paulsen noch nicht um dich angehalten?“
„Nein, es geht etwas langsam bei ihm! Als er uns das
erste Mal bejuchte, hielt er den ganzen Abend lang unser
Album auf dem Schoß — beim nächsten Mal nahm er den
Hund in seine Arme — gestern durfte mein kleiner Bruder
auf seinen Knien sitzen — und nun hoffe ich, daß ich bald
an der Reihe bin!“

Sollstanz.

Die stattliche junge Dame mit dem hübschen Sopran
möchte gern engagiert werden und sang dem Direktor einige
Lieder vor.
„Kun“, meinte er anerkennend, „Sie haben wirklich ein
recht umfangreiches Repertoire!“
Die Novizin errödete und stammelte: „Das kommt von
dem vielen Singen, Herr Direktor... dadurch entwickelt
man sich so!“

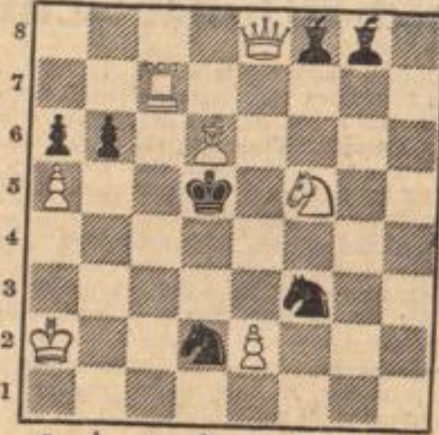
Der Strahenhändler.

„Meine Herrschaften, Sie haben hier einen Füllfeder-
halter, der ihr ganzes Leben lang halten wird. Sie können
ihn zusammenschrauben, Sie können ihn mit einem Hammer
bearbeiten, Sie können ihn ins Wasser legen, Sie können
ihn an die Erde werfen...“
Stimme aus dem Publikum: „Kann man ihn auch zum
Schreiben benutzen?“

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 41. A. Corrias.

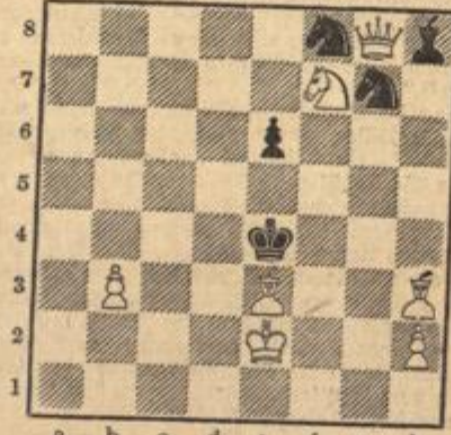
Turnier des Manchester Weekly Times 1901.



Weiß: Ka2, e8, Tc7, Ld6, Sf5, Ba5, e2.
Schwarz: Kd5, Lf8, g8, Sd2, f3, Ba6, b6.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 42. J. van Dyk.

III. Turnier der „Täglichen Rundschau“ 1900.



Weiß: Ke2, Dg8, Le3, h3, Sf7, Bh3, h2.
Schwarz: Ke4, Lh8, Sf8, g7, Bc6.
Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 34 1. Se3, Nr. 35 unlösbar, Nr. 36 1. Dd2,
Nr. 37 1. Dg7, Nr. 38 1. Se3. Angegeben von Max Täubner,
A. Schweizer, Ingenieur Schmitt, Paul Buerke, Felix Bott,
Chr. Bartholomae, Philipp Krauss.

Von den Bauern. Der Bauer geht nur geradeaus und
immer in das nächste vor ihm gelegene Feld, jedoch darf
er bei seinem ersten Zuge auch zwei vorgehen. Käme
dadurch aber ein feindlicher Bauer neben ihm zu stehen,
so könnte dieser den vorbeigezogenen schlagen und zwar
so, daß er sich auf den Platz stellte, welchen jener ein-
genommen haben würde, wenn er anfangs nicht zwei,
sondern nur einen Schritt getan hätte. Uebrigens schlagen
die Bauern stets schräg vorwärts in das nächste Feld rechts
oder links und weichen also im Schlagen von ihrem gewöhn-
lichen Gange ab. Gelangt der Bauer auf die letzte, achte
oder erste Reihe des Brettes, so muß er sofort zu einem
Offiziere gemacht werden, welchen aber der Besitzer des
Bauern beliebig (jedoch mit Ausnahme des Königs und des
Läufers, welcher nicht auf die Farbe des Feldes paßt) und
ohne Rücksicht darauf bestimmen kann, ob ein Offizier,
wie der gewählte, wenn dies eine Dame wäre, schon ge-
schlagen oder noch im Spiele ist. Der Verlust eines Bauern
bei gleich guter Stellung der beiderseitigen Spiele genügt
für die Entscheidung der Partie. Der Tausch eines Springers
oder Läufers gegen drei Bauern, ohne sonstigen Vorteil,
läßt den Ausgang zweifelhaft. Die Bauern auf den Reihen
c, d, e, f nennt man Mittelbauern. Unter ihnen sind die
Bauern der Dame und des Königs die wichtigsten, welche
auf den vierten Feldern die feindlichen Läufer sehr be-
schränken. Daher sucht man sie gegen die Läuferbauern
zu tauschen. Auch die Verdoppelung der Bauern, wenn
sie sich dadurch der Mitte des Brettes nähern und in Ver-
bindung mit anderen bleiben, pflegt nicht schädlich zu sein.
Ein unterstützter freier Bauer, dessen ferneres Vorrücken
nur mit Offizieren vom Gegner gehindert werden kann ist
sehr stark. Hingegen ist ein vereinzelter Bauer mitunter
schwer zu schützen. Häufig werden die Turmbauern einen
Schritt gezogen (das Wiesbadener Kurhauszüge), nament-
lich auf der Seite, wohin der König rochirt; doch ist dieser
Zug einer von denen, die nur mit Vorsicht geschehen
dürfen, weil man nicht selten dadurch nur ein Tempo
verliert und sogar die sichere Stellung des Königs beein-
trächtigt, vor allem, wenn man beabsichtigt auch mit den
übrigen Bauern, welche die Rochade decken, vorzugehen.

Partie Nr. 23. Gespielt im 32. niederelbischen Schachkongreß
in Altona im Jugendturnier 1933. — Sizilianisch.

Weiß: H. Sommermeyer (11 Jahre), Schwarz: Brandler (17 J.)
1. e4-c5, 2. Sc3-e6, 3. Sf3-Sc6, 4. Lb5-a6, 5. Lx-c6
-bxc6, 6. d3-d5, 7. exd5-cxd5, 8. d4-b6, 9. 0-0-Sf8,
10. Le3-Sd7?, 11. Se5!-Sxc5, 12. dx-c6-d4, 13. Df3!-Ld7,
14. Td1!-Tc8, 15. Se4-dxc3, 16. fx-c3-f5, 17. ex-f6 e.p.
-Kf7, 18. fxc7+, aufgegeben.

Bemerkungen: 4. a6. Die Eröffnung zeigt einen
unbekümmerten Jugendstil. 8. h6. Schwarz hat bis hierher
schon eine ganz gute Stellung erreicht. Statt dieses Angst-
zuges sollte er sich aber lieber weiter entwickeln. 10. Sd7?
Einfach und gut war Dc7. 12. d4. Schwarz glaubt mit dieser
Gabel eine Figur zu gewinnen. Jetzt zeigt aber der 11jährige
Spieler seine Stärke und beweist in recht schöner Art, daß
der verlockende Vorstoß verfehlt war. 15. dxc3. Danach
gewinnt Weiß sofort. Besser war Le7, 16. fxc3. Droht
Matt auf f7.

Gesetz und Rechtspflege.

Nutzungswert (Mietwert) eigenbewohnter herrschaftlicher Einfamilienhäuser und Villen.

Entsprechend seinem Charakter als Kur- und Bohnstadt entfällt in Wiesbaden von der Gesamtzahl der bebauten Grundstücke auf die Einfamilienhäuser bzw. Villen ein größerer Prozentsatz als in fast allen anderen deutschen Städten. Infolgedessen muß hier das steuerliche Interesse an der Frage der Berechnung des Nutzungswertes von Villen besonders groß sein.

Die Rechtsprechung des Reichsfinanzhofes hat namentlich in den letzten beiden Jahren des Offiziers zu dieser Frage Stellung genommen und ist dabei zu Entscheidungen gekommen, die für den Wiesbadener Villeneigentümer besondere Bedeutung haben.

Grundsätzlich hat es der Reichsfinanzhof abgelehnt, einen Mietzins festzusetzen, der durch Vermietung an Dritte erzielt wäre, wenn es sich um Villen handelt, die von vornherein nicht zum Vermieten bestimmt sind. Ein solcher Mietzins kommt aber dann zur Anwendung, wenn Villen, später für Mietzwecke umgewandelt worden sind. „Wenn hier der Eigentümer eine von mehreren gleichartigen Wohnungen selbst benutzt und die anderen vermietet, so wird der bei der tatsächlichen Vermietung erzielbare Mietzins ohne weiteres einen in der Regel brauchbaren Anhaltspunkt für den Nutzungswert auch der eigenen Wohnung geben.“ Der Reichsfinanzhof weist ferner darauf hin, daß es sich in ähnlicher Weise mit Einfamilienhäusern verhält, die „etwa in Form von Reihenhäusern je nach Wahl zu vermieten oder zu verkaufen sind. Auch hier wird der bei Vermietung verlangte Mietzins dem Wert der Nutzung bei eigenem Erwerb etwa entsprechen.“

Für sonstige Einfamilienhäuser und insbesondere für herrschaftliche Villen muß nach der Rechtsprechung des Reichsfinanzhofes ein Mietwert angenommen werden, „bei dem unter Berücksichtigung des regelmäßigen Aufwandes, auf längere Sicht gesehen, für den Inhaber noch eine einigermaßen angemessene Verzinsung des angelegten Kapitals oder des Wertes des Anwesens bleibt.“ Zur Vereinfachung ist es jedoch als zulässig erachtet worden, wie es auch in nicht bindenden Erlässen des Reichsministers der Finanzen als Richtlinien ausgeführt ist, nach der Erfahrung des Lebens unmittelbar einen Nettomietwert oder einen Bruttomietwert nach Hundertteilen aus dem Anlagewert zu schätzen. „Geht man vom Bruttomietwert aus, so sind die Aufwendungen von diesem abzuziehen.“

Aus dieser Urteilsbegründung des Obersten Steuergerichts interessiert den Villeneigentümer in Wiesbaden vor allem die Frage, was bei ihm „als angemessene Verzinsung des angelegten Kapitals oder des Wertes des Anwesens“ bezeichnet werden kann. Eine Handhabe hierfür findet er in folgenden zwei Entscheidungen des Reichsfinanzhofes. Für die letztere (Nettoverzinsung) werden, wie der Senat ebenfalls schon des öfteren betont hat, weniger Erwägungen, wie hoch sich etwa Leihkapital verzinst, ausschlaggebend sein, als der Gedanke, welche Rente unter Beachtung der allgemeinen Lage der Wohnungswirtschaft im jeweiligen Falle bei durchschnittlichen Aufwendungen erzielbar sein könnte. „Bleibt noch deutlicher äußert sich über den gleichen Gedanken folgende Entscheidung: „Bei der Frage, welcher Nettomietzins angemessen erscheinen kann, kommen weniger die Verhältnisse des allgemeinen Kapitalzinseszinses bei Ausleihung des als in der Villa investiert anzupassenden Kapitals im Durchschnitt erzielbar wäre; es ist vielmehr auf eine Nettoverzinsung abzustellen, wie sie unter den Zeitumständen bei Wohngrundbesitz durchschnittlich erwartet werden könnte. Im allgemeinen wird davon ausgegangen werden können, daß der Reinertrag aus der Wohnungswirtschaft unter Berücksichtigung der allgemeinen Lage erheblich niedriger liegen wird, als der bei fester Anlage erzielbare Kapitalzins.“ Nach dieser deutlichen Formulierung des Begriffs „angemessene Verzinsung“ scheidet die Höhe des Zinsfußes aus, der für Leihkapitalien in Form von Obligationen, Hypotheken, Banquotheken und dergleichen gewährt wird. Allein maßgebend für die Höhe der Rentabilität ist die jeweilige Lage des örtlichen Grundstücksmarktes. Nun wird der Grundstücksmarkt in Wiesbaden hinsichtlich der Rentabilität der Villengrundstücke im Gegensatz zu fast allen anderen deutschen Städten durch ganz besondere Umstände gekennzeichnet. In Wiesbaden beträgt nämlich die durchschnittliche Bruttoverzinsung einer Villa rund 4 v. H., während sie in fast allen anderen Städten — wie es auch vom Reichsfinanzhof richtig angenommen wird — mit 5-7 v. H. als normal bezeichnet wird. So zum Beispiel hat eine genaue Untersuchung hinsichtlich der Bruttoverzinsung der Grundstücke in typischen Villenstraßen der verschiedensten Stadtvierteln Wiesbadens, wie in der Juliusstraße, Humboldtstraße, Langstraße, Vestingstraße, Martinstraße, Mozartstraße, Kugelbäumstraße und im Rosetal durchweg eine Rentabilität von 4 v. H. und weniger ergeben. Wenn man von diesem nach den Erfahrungen des Lebens gewonnenen Bruttomietfuß von 4 v. H. die regelmäßigen Aufwendungen in Abzug bringt, so erhält man den Nettomietfuß oder den sogenannte Reinertrag. Wie diese Aufwendungen oder Werbungskosten zu berechnen sind, darüber gibt das Urteil des Reichsfinanzhofes vom 11. 3. 1931/VI A 1746/30 nähere Anhaltspunkte. „Insbesondere hat der Steuerpflichtige einen Anspruch darauf, daß diese jeweiligen tatsächlichen Werbungskosten berücksichtigt werden. Dieses Recht kann ihm zurzeit nicht durch eine schematische Ausschüttung entzogen werden. Zu den Werbungskosten gehören an sich auch die Ausgaben für den Park, es sei denn, daß in den Ausgaben gewisse Liebhaberausgaben stecken.“ Ausdrücklich betont diese Urteilsbegründung, daß Schuldzinsen „für den Erwerb oder Erhaltung des Anwesens ausgenommene Fremdkapitalien nicht zum Erhaltungsaufwand im engeren Sinne zu rechnen sind.“ Man kann also zu den abziehbaren Aufwendungen stets rechnen die Steuerlasten und die durchschnittlichen Reparaturkosten, die für das Anwesen regelmäßig auszubringen sind. Infolge der großen Höhe dieser Kosten wird — unter Berücksichtigung

einer Bruttoverzinsung von 4 v. H. — sich in den meisten Fällen für den Wiesbadener Villeneigentümer eine Reinertrag überaus geringfügig nicht mehr erübrigen; in günstig gelagerten Fällen wird man eine solche von rund 0,5 v. H. erzielen. In Wiesbaden ist demnach unter ständiger Anwendung der entsprechenden höchstgerichtlichen Entscheidungen günstigenfalls eine durchschnittliche Nettoverzinsung der Villengrundstücke von 0,5 v. H. als angemessen zu bezeichnen. Die Ansicht des Reichsfinanzhofes, daß der Reinertrag aus der Wohnungswirtschaft unter Berücksichtigung der allgemeinen Lage erheblich niedriger liegen wird als der bei fester Anlage erzielbare Kapitalzins“, erweist sich in Wiesbaden leider nur allzu wahr.

Der auf solche Weise nachgewiesene angemessene Zinsfuß von 0,5 v. H. ist bezogen auf das angelegte Kapital oder den Wert des Anwesens. Diese Bemessungsgrundlagen sind aber nach den Grundsätzen des Reichsfinanzhofes nicht unveränderlich, sondern sie können durch verschiedene Ursachen Schwankungen unterworfen sein. In dieser Hinsicht sagt das Urteil vom 28. 9. 1932/VI A 1048/32: „Und gerade auch für die letzten Jahre sinkender Baukosten hat der Senat, wie das für den vorliegenden Fall auch richtig vom Finanzgericht gesehen ist, die Notwendigkeit, das als investiert unterstellte Kapital entsprechend geringer anzunehmen, bereits verschiedentlich betont.“ Diesem Gedankengang folgend, wird man auch die fallende Preisentwicklung der letzten Jahre auf dem Grundstücksmarkt als zu berücksichtigenden Faktor für die Höhe des anzunehmenden investierten Kapitals rechnen können. (Die gegenteilige Ansicht, die der Reichsfinanzhof in seiner Urteilsbegründung vom 11. 3. 31/VI A 1746/30 unter II Z. 4 dargelegt hat, scheint er demnach in dem oben erwähnten späteren Urteil vom 28. 9. 32 ausgegeben zu haben.) Will man diese durch die allgemeine Wirtschaftslage eingetretene Entwertung des Friedenswertes eines Villengrundstücks in Wiesbaden zahlenmäßig ausdrücken, so ist eine solche mit 30 Prozent dieses Wertes als sehr mäßig zu bezeichnen. Wenn nun bei einem unveränderten Friedenswert einer Villa eine normale durchschnittliche Nettoverzinsung, wie oben erwähnt — von nur 0,5 Prozent erreicht wird, so ist natürlich bei einem um 30 Prozent verringerten Friedenswert eine Nettoverzinsung überhaupt nicht mehr vorhanden. In nachfolgendem soll dies an einem Beispiel, das der Wirklichkeit entnommen ist, veranschaulicht werden.

Welche Dinge sind unpfändbar?

Unpfändbare Gegenstände der Handwerker und gewerblichen Arbeiter. — Künstler und Schriftsteller. — Was darf dem Landwirt nicht gepfändet werden?

Eine der wichtigsten juristischen Fragen des Alltages ist die nach der Pfändbarkeit der verschiedenen Gegenstände des Haushaltes und der Arbeit. Eine ins einzelne gehende Aufzeichnung hat der Gesetzgeber nicht gegeben, da sie zu umfangreich hätte werden müssen. Es genügt, wenn bemerkt ist, daß diejenigen Gegenstände unpfändbar sind, die zur Aufrechterhaltung eines angemessenen Hausstandes oder zur Fortsetzung der Erwerbstätigkeit unentbehrlich sind. Die Betten eines Haushaltes können demnach nicht gepfändet werden, wenn nur soviel Bettzeug vorhanden ist, wie die Familie braucht. Aber wenn Gastzimmer vorhanden sind, dann wird es dem Gerichtsvollzieher freistehen, sie zu pfänden. Kostbare Luxusmöbel werden auch dem Zugriff des Vollstreckungsbeamten unterliegen, da sie nicht zu einem „angemessenen“ Haushalt gehören. Ein Mann, der Schulden hat, kann auf antike, kostbare Luxusgegenstände verzichten. Aber Hausgeräte, die für einen normalen bürgerlichen Haushalt notwendig sind, sind unpfändbar. Bei Gewerbetreibenden und Handwerkern aller Art ist das Handwerkszeug, ebenso unpfändbar, wie die Einrichtung der Werkstatt, mag es sich nun um Möbel oder Maschinen handeln. Auch eine moderne Einrichtung ist unpfändbar, da sie dazu dient, den Handwerker im Kampf ums Dasein zu unterstützen. Der Einwand, daß er seine Arbeit auch ohne diese neuen und teuren Apparate ausführen kann, der häufig gemacht wird, dürfte von dem Vollstreckungsgericht nicht anerkannt werden, denn gute Arbeitsmaschinen, die zur Aufrechterhaltung des Handwerksbetriebes dienen, sind kein Luxus. Auch Schriftsteller und Künstler können gute Maschinen für den Betrieb haben. Während z. B. bei einem Privatmann, der nicht schriftliche Arbeiten zu seinem Broterwerb machen muß, eine Schreibmaschine unter Umständen als Luxus und nicht durchaus notwendig angesehen werden kann, ist die Schreibmaschine für den Schriftsteller ein notwendiges Arbeitsgerät, das heute nicht zu entbehren ist. Er kann wohl seine Aufsätze mit der Hand aufschreiben, aber er kommt dadurch beim Wettbewerb in Nachteil, denn der Redakteur wird eine gut und deutlich geschriebene Arbeit lieber lesen, als eine unleserliche. Auch Berufsfortbildungsapparate und Drudereien können als notwendiges Handwerkszeug angesehen werden, wenn der Gewerbetreibende es für seinen Beruf braucht. Bei Landwirten sind durch Rechtsverordnungen neue Bestimmungen getroffen worden. Im allgemeinen schließt aber der Gesetzgeber Vieh, Geräte und landwirtschaftliche Erzeugnisse, die für den Betrieb und die neue Ernte erforderlich sind.

Der Vollstreckungsbeamte muß seine Pflicht nach seinem besten Ermessen erfüllen. Er muß entscheiden, ob tatsächlich bestimmte Gegenstände für die Fortführung des Betriebes notwendig sind. Nun kann man von ihm allerdings nicht eine irrtumslose Einsicht in die mannigfaltigen Bedürfnisse des Volkes verlangen, obwohl die Gerichtsvollzieher einen guten Blick für das Angemessene und Notwendige haben und ohne Härten ihre Pflicht tun. Aber die Anschauungen, was wichtig und unentbehrlich und was unwichtig ist, werden bei verschiedenen Menschen stets verschieden sein. In Zweifelsfällen sind die Vollstreckungsgerichte dazu da, die letzte Entscheidung zu treffen. Sie haben die Möglichkeit, Sachverständige zu vernehmen, um feststellen zu können, was nach der Anschauung der betreffenden Berufszweige notwendig ist. Wenn sie eine Pfändung aufheben, müssen die Siegel entfernt werden. Grundstücke und Grundstückszweige sind nach Maßgaben der Hypothekeninteressen pfändbar. Zubehörsgegenstände eines Grundstücks unterliegen sonst nicht der Pfändung. Diese Fragen sind schwierig und erfordern sachverständige Entscheidung in den meisten Fällen.

Zur Unterfuchung ist ein Villengrundstück aus dem Kurviertel Wiesbadens herangezogen worden, für das infolge niedriger Hauszinssteuerlasten die regelmäßigen Aufwendungen noch verhältnismäßig gering sind. Der Kaufpreis des Grundstücks von 100 000 Mark stimmt mit dem Ergänzungsteuerwert überein; der Friedensmietwert von 4000 Mark ergibt die in Wiesbaden in Villen übliche durchschnittliche Bruttoverzinsung von 4 Prozent.

1. Von dem Bruttomietwert in Höhe von . . . 4000 Mark sind die durchschnittlichen regelmäßigen Aufwendungen in Höhe von . . . 3400 Mark

abzuziehen, sodas erzielt wird ein Nettomietwert in Höhe von . . . 540 Mark Die Nettoverzinsung des Grundstücks erreicht mithin den oben erwähnten Satz von rund 0,5 Prozent des Wertes (bzw. des investierten Kapitals). Erhöhen sich aber — wie in vielen anderen Fällen — infolge größerer Hauszinssteuerlasten die durchschnittlichen regelmäßigen Aufwendungen, so schrumpft die 0,5prozentige Nettoverzinsung auf 0 Prozent zusammen. Zu dem gleichen negativen Ergebnis gelangt man, wenn es durch irgend einen Umstand notwendig geworden ist, das als investiert unterstellte Kapital entsprechend geringer anzunehmen. Wird zum Beispiel der Wert des vorhin angeführten Grundstücks infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung von 100 000 Mark auf 70 000 Mark verringert, so ergibt sich für die Nettoverzinsung des Anwesens folgende Berechnung:

2. Bruttomietwert (4 Proz. v. 70 000 Mark) = 2800 Mark Durchschnittl. regelmäßige Aufwendungen = 3400 Mark

Verlust . . . 600 Mark An Stelle des in Beispiel 1. noch vorhandenen Nettomietwertes von 540 Mark = rund 0,5 Prozent des Grundstückswertes ist in Beispiel 2. ein Verlust von 600 Mark getreten.

Zusammenfassend kann man sagen: In Wiesbaden ist die Nettoverzinsung regelmäßig dann mit 0,5 Prozent des Friedenswertes oder des investierten Kapitals zu bezeichnen 1. wenn das Villengrundstück mit einem höheren als dem niedrigsten prozentualen Haussteuerfuß belastet ist, oder 2. wenn das investierte Kapital oder der Wert des Grundstücks aus irgendwelchen Gründen geringer als mit dem ursprünglichen Betrage anzunehmen ist. — In allen übrigen Fällen geht die angemessene Nettoverzinsung einer Villa regelmäßig nicht über 0,5 Prozent hinaus.

Dr. Bernards.

Ist für mehrere Gläubiger gepfändet und die Pfändung durch das Gericht für einen Gläubiger aufgehoben, dann gilt die Aufhebung für alle, falls es sich um unpfändbare Gegenstände nach Ansicht des Gerichtes handelt.

Rechts- und Steuerfragen.

Nur kleine Anfragen von allgemeinem Interesse werden hier — jedoch unter Ausschluss der Haftung — beantwortet.

Abstand von der Grenze.

Neben Ihrem Grundstück befindet sich ein Steinbruch. Dieser führt bis auf eine Entfernung von einem halben bis einem Meter an Ihr Grundstück heran. Infolge dieses geringen Abstandes ist ein Teil Ihres Grundstücks in den Steinbruch abgerutscht. Weitere Erdrutsche sind in den nächsten Jahren zu befürchten. Nach § 909 BGB. darf nun ein Grundstück nicht in der Weise vertieft werden, daß der Boden des Nachbargrundstücks die erforderliche Stütze verliert, es sei denn, daß für eine genügende anderweitige Befestigung gesorgt ist. Ihr Nachbar hat für eine genügende anderweitige Befestigung jedoch nicht gesorgt. Sie haben gegen diesen daher einen Anspruch auf Befestigung Ihres Grundstücks. Ferner sind Sie berechtigt, einen Schadenersatzanspruch gegen den Nachbarn geltend zu machen, wenn ihn ein Verschulden dafür trifft, daß er den Steinbruch zu nahe an Ihre Grenze herangeführt hat, oder er bei gehöriger Aufmerksamkeit nur ausgegangen hat, oder hätte voraussehen müssen, daß der Boden des Nachbargrundstücks abzurutschen würde, da er die erforderliche Stütze durch die Vertiefung verloren hat. (G. M.)

Haftung der Erben für Schulden des Erblassers.

Ihre Mutter ist verstorben und hat Schulden hinterlassen. Sie fragen an, ob die Schulden von den Erben der Mutter bezahlt werden müssen. Schulden, die ein Erblasser hinterläßt, sind Nachlassverbindlichkeiten und müssen grundsätzlich von den Erben getilgt werden. Die Erben haben aber das Recht, innerhalb von sechs Wochen nach Kenntnis von dem Erbfall die Erbschaft auszuschlagen. In diesem Falle haften sie natürlich für die Nachlassverbindlichkeiten des Erblassers nicht. Eine Haftung für die Nachlassverbindlichkeiten kommt für die Erben auch dann nicht in Betracht, wenn sie Nachlassverwaltung oder den Nachlasskonkurs beantragen. Mit der Anordnung der Nachlassverwaltung oder der Eröffnung des Konkurses wegen Mangels einer den Kosten entsprechenden Masse nicht tunlich oder wird aus diesem Grunde die Nachlassverwaltung aufgehoben, oder das Konkursverfahren eingestellt, so können die Erben die Befriedigung der Nachlassgläubiger insoweit verweigern, als der Nachlass nicht ausreicht. Die Erben sind in diesem Falle verpflichtet, den Nachlass zum Zwecke der Befriedigung des Gläubigers im Wege der Zwangsvollstreckung herauszugeben. — Machen die Erben von den hier aufgezählten Möglichkeiten der Nachlasshaftung bzw. beschränkter Haftung (nämlich auf den Nachlass) keinen Gebrauch, so haften sie für die Nachlassverbindlichkeiten ohne Unterschied, ob es sich um verheiratete oder unverheiratete Erben (Kinder) des Erblassers handelt. (R. W.)

Schwertrugsbeschädigter

Im Sinne des Schwertrugsbeschädigten-Gesetzes ist derjenige, der infolge Dienstbeschädigung oder Unfall um wenigstens 50 Prozent in seiner Erwerbsfähigkeit beschränkt ist und auf Grund der Verjüngungsgehehe Anspruch auf Pension oder Rente hat. Die Sorge für die Einstellung und Beschäftigung von Schwertrugsbeschädigten liegt den Hauptfürsorgestellen ob. Hauptfürsorgestelle im Sinne der Preussischen Ausführungsvorschriften ist die Provinzialbehörde (Landeshauptmann). Sie wenden sich daher wegen Einstellung eines Schwertrugsbeschädigten am besten an den für Ihre Provinz zuständigen Landeshauptmann. (R. W.)

*) I. Urteil v. 11. 3. 1931/VI A 1746/30

**) I. Urteil v. 17. 2. 1932/VI A 220/32 (R. St. Bl. 1932, S. 819).

***) Urteil v. 28. 9. 1932/VI A 1048/32 (R. St. Bl. 1933, S. 23).

†) Urteil v. 30. 11. 1932/VI A 1618/32 (R. St. Bl. 1933, S. 136).

Das Unterhaltungs-Handbuch

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 138.

Sonntag, 21. Mai

1933.

Der Vetter aus Amerika

Kriminalroman von Hanns Jomack

5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Hm! Dumme Situation!“

„Wollen wir uns nicht lieber doch nach der Waldwiese pirschen?“ fragte Alexander ungemein erregt.

„Das werden wir freilich tun müssen; doch warten wir noch zehn Minuten ab. Es ist immerhin möglich, daß der Bock nur im Dickicht steckt und bald zurückkommt.“

Die beiden lagen wieder regungslos im taufrischen Waldgras und lauschten in die Nacht hinein.

Plötzlich knallte ein Schuß, dem gleich darauf ein zweiter folgte.

Mit einem Satz sprangen die beiden auf.

„Da haben wir das Malheur!“ rief Peter Kien mit allen Anzeichen höchster Erregung. „Du hattest doch recht, wir hätten gleich vorhin aufbrechen sollen.“

„Glaubst du, daß etwas passiert ist?“ fragte Alexander erstaunt zurück.

„Selbstverständlich! Hast du denn nicht die Schüsse gehört?“

„Das allerdings; aber ich nehme an, daß der Baron auf den Bock geschossen hat — weiter nichts.“

„Meine alten Ohren scheinen demnach doch bedeutend besser zu sein als deine um Etliches jüngeren. Die beiden Schüsse kamen nämlich aus verschiedenen Gewehren; das eine hatte einen bedeutend helleren Klang als das andere.“

„Schau an, darauf habe ich nicht geachtet“, gab Alexander völlig verwirrt zurück.

In schnellstem Lauf eilten die beiden Männer nun am Waldbrand entlang, und nach kaum fünf Minuten hatten sie das Ende der Lichtung erreicht, auf der die alte Steineiche stand.

Auf dem Wege dort hin hatten sie sich im Schutz des Waldes halten können, der das freie Wiesengelände in einem reinen Quadrat umsäumte. Jetzt mußten sie sich jedoch etwas außerhalb der schützenden Bäume bewegen, um den kleinen Forstweg, der in die Lichtung mündete, besser überblicken zu können.

Den enticherten Revolver in der Hand, gingen sie vorsichtig Schritt für Schritt vorwärts.

An einem kleinen Wildpfad, der mitten hinein ins Dickicht führte, blieb Peter Kien plötzlich ruckartig stehen.

„Verdammt, dort liegt ja der Bock! Der Baron hat ihn also doch geschossen!“ rief er seinem Bruder zu.

„Aber wo ist der Baron selber? — Ho, hallo! Baron Hartmann, wir sind es, Peter und Alexander Kien!“

Keine Antwort erfolgte, alles blieb still.

Die beiden Brüder sahen sich mit seltsamen Blicken an und umkrampften die Revolver in ihren Händen fester.

Fast im gleichen Augenblick hörten sie von fern her das Knattern eines Motors.

„Ein Motorrad — hier — mitten in der Nacht?“ sagte Peter Kien murmelnd und schüttelte den Kopf.

„Merkwürdig — höchst merkwürdig!“

Wenige Augenblicke darauf sahen sie schon das Licht des Scheinwerfers um die Ecke des Forstweges schimmern.

Die beiden Männer versteckten sich rasch im Dickicht.

Nach weiteren zwei Minuten hatte das Motorrad die Lichtung erreicht; der Fahrer stoppte rasch ab und sprang von seinem Sitz.

„Herr Junterer!“ rief da auch schon Peter Kien, aus dem Gebüsch tretend. „Sie kommen zur rechten Zeit.“

Der also Angeredete, Baron Hartmanns Förster, fuhr erschrocken herum, als er eine fremde Männerstimme in so unmittelbarer Nähe vernahm. Unwillkürlich griff er nach dem Gewehr, da er offenbar glaubte, einen von den Wilderern vor sich zu haben.

„Lassen Sie Ihren Schießprügel nur ruhig stecken“, fuhr Peter Kien unbeirrt fort und trat rasch näher, so daß er im Lichtkegel des Scheinwerfers deutlich zu erkennen war. Auch Alexander folgte ihm jetzt.

„Ist es möglich — Herr Kien?“ klang es im nächsten Moment etwas unsicher von den Lippen des alten Försters. „Wie um alles in der Welt kommen Sie zu dieser ungewöhnlichen Stunde hierher?“

„Das ist jetzt von nebensächlicher Bedeutung“, erwiderte Peter Kien rasch. „Ich erkläre Ihnen alles später. Sie wollten sich hier mit Baron Hartmann treffen — haben sich aber offenbar etwas verspätet?“

„Nein, Herr Kien, der Baron rief mich vor einer knappen Stunde im Forsthaus an und befahl mir, eine halbe Stunde später zu kommen, da er nicht eher abkommen könne. Ich dürfte also immer noch mindestens fünf Minuten zu früh erschienen sein.“

„So — das ist merkwürdig. Aber lassen wir das jetzt. Ich fürchte, Baron Hartmann ist etwas zugestochen.“

Der Förster machte ein bestürztes Gesicht.

„Wie meinen Sie das, Herr Kien?“ fragte er dann langsam.

„Später, lieber Junterer, später!“ wehrte Peter Kien ungeduldig ab. „Suchen Sie jetzt, bitte, mit uns diese Gegend ab! Wir hörten vorhin zwei Schüsse fallen, die aus verschiedenen Gewehren stammten. Ich nehme an, daß einer davon aus Baron Hartmanns Büchse kam.“

Der Förster schien plötzlich zu begreifen und fragte nicht weiter, sondern machte sich schleunigst auf die Suche.

Als er auf den toten Rehbock stieß, flärte ihn Alexander rasch über das Nötigste auf.

Peter rief indessen unentwegt Hartmanns Namen. Und da plötzlich zuckten alle drei heftig zusammen.

Hatte nicht jenseits jemand in ihrer Nähe laut und schmerzlich aufgestöhnt? —

Wieder blieb es still; dann drang abermals ein dumpfer Laut an ihr Ohr.

„Vorwärts!“ gebot Peter Kien. „Meine Vermutung scheint sich leider doch zu bestätigen: es muß ein Unglück geschehen sein.“

Sie stampften in der Richtung vorwärts, aus der sie die Laute vernommen hatten.

Das ab und zu vernehmbare Röcheln eines Menschen zeigte ihnen den Weg.

„Dort dicht am Baum!“ rief Alexander plötzlich aus.

„Da liegt jemand!“ Und bei diesen Worten eilte er nach der dunklen Stelle.

2. 50
 Begegnung
 nach 30
 Begegnung
 — in
 — auf
 auf 21
 Tele
 Nr. 1
 Be
 Der
 as
 Abteilun
 gen im
 Woche
 voll
 den Sta
 Adolf S
 beide
 präsident
 Sonntag
 Kampfer
 geben zu
 auch bei
 auch bei
 regierung
 Reichs
 Minister
 Papen
 sind heut
 in Kie
 worden
 In de
 Berlin d
 kann dan
 allem mi
 beidhäftig
 präsident
 P. h. i. i.

Die beiden anderen folgten ihm eilig.
 „Gott im Himmel, es ist der Herr Baron!“ rief im nächsten Augenblick Junterer aus. „Er ist verwundet!“
 Alexander hatte sich bereits über den leblos Daliegenden gebeugt und sagte zeh:

„Der Schuß scheint in die Lunge gedrungen zu sein. Wir müssen so schnell wie möglich Hilfe herbeischaffen, sonst verblutet er uns unter den Händen.“

Peter Kien stand einen Augenblick unbeweglich. In seinen Zügen arbeitete es schwer; er schien wirklich für Sekunden etwas das Gleichgewicht verloren zu haben. Schließlich aber raffte er sich zusammen und sagte:

„Junterer, sehen Sie sich sofort auf Ihr Motorrad und fahren Sie in höchstem Tempo, das Ihre Maschine hergibt, zum Schloß! Holen Sie einen Arzt und bringen Sie ihn im Auto hierher! Im Auto — verstehen Sie mich? Es ist doch wohl nicht weit von hier bis zur Fahrstraße?“

„Höchstens fünf bis sechs Minuten, Herr Kien.“
 „Dann ist es gut! Vergessen Sie aber nicht, eine Tragbahre mitzubringen, damit wir den Verwundeten auch gefahrlos bis zum Wagen transportieren können!“
 Der Förster nickte stumm und lief rasch zu seinem Motorrad.

Eine Minute später lagen die beiden Zurückgebliebenen bereits das Schlußlicht seiner Maschine um die Wegbiegung verschwinden.

Peter Kien öffnete indes den Jagdrock des Barons und versuchte mit Hilfe seines Taschentuchs das aus der Wunde quellende Blut zu stillen.

Der Verwundete lag nun fast unbeweglich und schien nicht die mindeste Notiz von seiner Umgebung zu nehmen. Sein Puls ging äußerst matt und stockend.

Eine bange halbe Stunde des Wartens verstrich, in der die Brüder kaum zum Sprechen kamen, da sie dauernd mit dem Verwundeten zu tun hatten.

Dann endlich hörten sie von der Fahrstraße her das Rachen des Autos.

Sie fühlten sich förmlich erlöst, als schließlich Junterer mit dem Arzt auf dem Forstweg entlang geeilt kam.

Beim Schein der elektrischen Taschenlampe wurde nun schnell ein Rotverband angelegt. Peter Kien, der sich auf derlei Dinge verstand, ging dem Arzt hilfsreich zur Hand. Schließlich mußte noch eine Injektion gemacht werden, was bei der äußerst mangelhaften Beleuchtung keine Kleinigkeit war.

„Morphium?“ fragte Peter Kien kurz.
 „Nein — Cardiazol!“ antwortete der Arzt. „Das Herz macht nicht mehr recht mit und bedarf einer Peitsche. Der Blutverlust war zu groß.“

„Steht es so schlimm, Herr Sanitätsrat?“
 Der Arzt zuckte die Achseln.

Vorläufig läßt sich nicht viel sagen — die nächsten Stunden werden entscheiden. Die Kugel sitzt in der rechten Lungenzunge. — Ich muß sofort an einen Münchener Chirurgen telephonieren, denn die Operation muß noch diese Nacht vorgenommen werden. Jetzt wollen wir vor allem sehen, so schnell wie möglich ins Schloß zurückzukommen.“

Der Transport ging ohne Zwischenfall von statten. Zwei Stunden später traf dann der Chirurg aus München ein.

*

Am nächsten Morgen war Frau von Schellhagen schon frühzeitig auf.

Sie sah etwas bleich und übernächtigt aus, ganz so, als hätte sie die ganze Nacht kein Auge zugemacht.

Eine seltsame Unruhe zeigte sich in ihren Zügen, als sie jetzt unlustig den Tee einnahm.

Sie saß ganz allein am Frühstückstisch; Peter und Alexander Kien schienen noch nicht aufgestanden zu sein. Auch Hans Fürst, ihr Vetter, der sonst stets sehr früh aufstand und regelmäßig mit ihr gemeinsam das Frühstück einnahm, blieb heute unsichtbar.

„Ist mein Vetter noch nicht aufgestanden?“ fragte sie boher den Diener.

„Herr Fürst bittet, sein Fernbleiben entschuldigen zu wollen. Sein Befinden ist zwar bedeutend besser;

doch möchte er heute noch das Bett hüten“, entgegnete dieser.

„So grüßen Sie Herrn Fürst von mir und sagen Sie ihm, daß er sich ja recht schonen soll!“

Die junge Frau schickte auch das Mädchen, das ihr den Tee servierte, hinaus und lehnte sich dann fröstelnd in den Klubsessel zurück.

Die Unruhe war noch immer nicht von ihr gewichen. Schade, daß die Brüder Kien solche Langschläfer waren; sie fühlte sich einsam und hätte sich gern mit jemandem unterhalten.

Ihr Verlobter mußte schon längst aus dem Walde zurück sein. Jetzt schlief er wahrscheinlich — also hatte es keinen Zweck, bei ihm anzurufen. Sie mußte sich demnach bis zum Mittag gedulden, für den er sein Kommen versprochen hatte.

Nervös erhob sie sich und trat auf die Terrasse hinaus.

Sie blickte in den hellen, strahlenden Morgen hinein. Die Berge grüßten stolz und schön. Und jetzt schien es ihr etwas leichter zu werden. Sicher hatte sie nur die Zimmerluft niedergedrückt.

Sie erwog den Gedanken, einen Morgenritt zu unternehmen, als sie unten auf der Landstraße Peter Kien bemerkte, der jetzt gerade das Portal erreicht hatte und den Park betrat.

„Hallo, Peter!“ rief sie freudig. „Ich glaubte schon, du seiest auf deine alten Tage ein Langschläfer geworden, und dabei hast du schon einen Morgenspaziergang hinter dir und mich allein frühstücken lassen.“

„Entschuldige, liebe Lissi!“ gab Peter Kien gepreßt zurück, ohne den Blick ganz zu ihr zu erheben. „Ich muß dich sofort dringend sprechen.“

Mit diesen Worten verschwand er auch schon im Hause.

Frau Lissi schüttelte verwundert den Kopf.

Was war nun in Peter Kien plötzlich gefahren? — Und wie bleich sein Gesicht ausgesehen hatte!

Sie sollte nicht lange Zeit zum Nachdenken haben, denn Peter Kien betrat jetzt das Frühstückszimmer und begrüßte die Jugendfreundin.

„Was hast du, Peter?“ fragte sie erregt. „Du siehst so sonderbar aus.“

„Das will ich gern glauben, liebe Lissi“, gab Peter Kien ruhig zurück, während er sich in einen Sessel gleiten ließ und ein unsicheres, verlegenes Lächeln um seine Lippen spielte.

„Was hast du? Um Gotteswillen, so sprich doch! Ist etwas passiert?“ klang es jetzt angstvoll aus dem Munde der schönen Frau.

„Ja und nein, liebe Lissi“, antwortete Peter Kien ausweichend. „Vor allem setze dich erst einmal ruhig hin und sieh mich nicht gar so erschrocken an! Ich will dir die volle Wahrheit sagen; aber glaube mir, es ist halb so schlimm, wie es aussieht.“

Frau Lissi setzte sich gehorjam nieder. Ihre Augen hingen jetzt in fast irrer Angst an Peter Kiens Gestalt, der sich so ruhig wie möglich eine Zigarette ansteckte.

Die äußerste Beherrschung, die von dem Kriminalisten ausging, schien auch auf Frau von Schellhagen überzugreifen, denn sie fragte jetzt in bedeutend ruhigerem Tone:

„Also hat mich meine innere Unruhe nicht betrogen. Sag es offen — Gerhard Hartmann ist heute nacht etwas zugestoßen?“

„Ja, Lissi — aber er lebt!“

Frau Lissi antwortete nicht. Ihr Gesicht war noch bleicher geworden.

Es folgte eine bedrückende Pause.

Dann erhob sich endlich Frau Lissi und sagte:

„Ich fahre sofort mit dem Auto zu Gerhard. Unterwegs kannst du mir alles Nähere erzählen. Ich hoffe wenigstens, daß ich jetzt stark genug bin, um es anhören zu können, ohne die Nerven zu verlieren.“

Sie wandte sich rasch zur Tür, klinkte auf und prallte dann förmlich mit ihrem Vetter Hans Fürst zusammen, der anscheinend gerade das Frühstückszimmer betreten wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Kann doch
allein im
bedürftig
präsident
Philip
Ipschunge
über eine
führt hat.
Mullolini
haben.

Musik
Parti
den Te
läufig
Ein

Die o
kreise lass
gen, die
und Engla
ein großes
söfliche Pr
Kom mit
England a
net werde
Pattes los
der vier G
in zwei
der klein
Entpannu
wirtschaft
für Die
Krautreich.
Um Lau
politische
dem am E
von seiner
ist, wird e
gehenden P
Rejprecht
Währungs
Wortentfer
hals der R
lungen der
Berline
kommen.

Die
Lofio,
japanischen
der japani
wird wech
eintrüben.
erfährt man,
Einmarfch
Lofio, 20
Spezialtelegr

Das Pestkind.

Von Dr. Fred Schütz-Bab Erb.

In meinem Speichzimmer hängen zwei japanische Wayangfiguren an der Wand. Aber dunkelblauen Batikstoffen hängen sie. Ihre fragenhaften weißen Dämonengesichter sitzen mit langen Hälften auf vergoldeten Leibern, und die langen, spinnenartigen Beiderarme mit ihren beweglichen Gelenken zeigen in bizarren Verzerrungen nach unten und oben. Sie entstammen der Figurensammlung eines Schattenspielers im Dessa Wates in den Vorstenlanden.

Wenn ich sie ansehe, diese stummen Zeugen, die so manchmal in langen Nächten beim Klang der Gamelaumut die Herzen vieler Hunderter von Javanern erfreut und einen Sturm der Begeisterung erweckt haben, diese letzte Erinnerung an die bilderreiche Hindugeit, die der alles überflutende Islam dem kunstfertigen Volk gelassen, so muß ich immer wieder an eine traurige Geschichte denken, die Geschichte des kleinen Dorfes Wates und seines letzten Bewohners, eines kleinen Mädchens. Wenn man drei Jahre im Dienst der Pestbekämpfung auf Java hinter sich hat, kann man auf manches traurige Ereignis zurückblicken.

Es war im Jahre 1910, als man zum ersten Male die entsetzliche Seuche auf Java entdeckte. Ich sage: entdeckte; denn wahrscheinlich hat die Krankheit schon länger dort geherrscht, man wußte es nur nicht. Sie nahm ihren Ursprung in Ostjava und hielt dann im Laufe der Jahre, nach Westen vordringend und in stetem Wachsen begriffen, ihren Siegeszug über die ganze, fast bevölkerte Insel. Die Zahl der Opfer schätzte man in den Blütejahren der Seuche auf 15 000 bis 20 000 im Jahr. Wenn es auch trotz aller Bemühungen des indischen Gesundheitsdienstes nicht gelungen ist, der Krankheit Herr zu werden, so hat man doch, um die Zahl der Opfer zu beschränken nicht mit Zeit und Geld gespart.

Es ist unmöglich, eine Seuche dieser Art bei einer solchen Bevölkerung auszurotten, einer Bevölkerung, deren Anzahl von Jahr zu Jahr in geradezu bedrückendem Maße zunimmt und die ihrerseits jeglicher Bestrebung des Europäers, hygienische Zustände im Lande einzuführen, wesenfremd und gleichgültig gegenübersteht, ja ihr manchmal geradezu Widerstand entgegensetzt. Schließlich wozu auch das alles? Der Javane nimmt den Tod mit stoischer Ruhe entgegen, er hat für dieses Volk wie für andre Ostasiaten seine Schrecknisse verloren, und nirgendwo habe ich Menschen mit solchem Fatalismus ihr Ende hinnehmen sehen als auf Java. Der buddhistische Grundsatz: „Wir leben, um zu sterben. Wir warten auf den Tod!“ scheint auch in dem mohammedanischen Land der Javanen noch heute seine Gültigkeit nicht verloren zu haben.

Wir in Europa haben unsere blutigen Kriege, die Millionen von lebenden Männern dahintraffen. In andern Ländern sorgen Erdbeben, Vulkanausbrüche und Hungersnot für Entvölkerung, auf den Südseeinseln hat man in früheren Zeiten durch Menschenopfer, Menschenfresserei und Kindesmord alles getan, daß die raumbeschränkten Eilande nicht zu stark bevölkert wurden, für ein Kulturvolk friedlichster Art wie die Javanen — het zackste vollter aarde nennen es seine Beherrscher — bleibt nur die Krankheit übrig als raumschaffende Kraft, nur die tobbringende Seuche.

Beinahe 38 Millionen Menschen drängen sich auf dieser Insel zusammen, die an Größe kaum mit Süddeutschland verglichen werden kann. Man denke nur, 38 Millionen auf dieser kleinen Insel, deren Inneres gewaltige feuerpeinende Berge durchziehen, und deren überwiegender Teil aus Plantagen kolonisierender Europäer und Chinesen besteht und aus unermesslichen Reisfeldern.

Ich wohnte damals — es liegt jetzt etwa zehn Jahre zurück — in einem Städtchen Mitteljavas in dem Teile der Vorstenlanden, der jetzt durch die Holländer den einheimischen Fürsten entzissen ist. Meine Beschäftigung war einseitig und anstrengend für einen jungen Europäer, der sich den tropischen Verhältnissen noch nicht angepaßt hat. Ich war Pestarzt, ausschließlich Pestarzt.

Wenn ich im Morgengrauen mit dem Kraftwagen losfuhr, um in weitabgelegenen Gebirgsdörfern Kranke zu unteruchen, Leichenschauer zu überwachen, Pestverdächtige in den Baraden zu besichtigen und in aussterbenden Dörfern mit Kulttrupps Rattenjagden abzuhalten, so bot sich mir wie kaum einem andern Gelegenheit, Land und Leute auch der abgelegensten Gebirgsgegenden Javas kennenzulernen.

Müde, hungrig und schweißtriefend kehrte ich mittags oder abends von meinen Rundfahrten heim in die stille Junggesellenwohnung. Wenn ich dann am Abend auf dem Divan lag, meine Wasserpfeife anzündete und die grauen Rauchwölkchen in die Luft blies, kam mir meine Einsamkeit zum Bewußtsein, die furchtbare Einsamkeit, die den Weissen in den Tropen am meisten quält.

Es mag merkwürdig klingen oder nicht: ich sehnte mich nach einem Kinde, als Junggeselle nach einem Kinde. Wie bei der Frau das Muttergefühl, so schien sich bei mir das Vatergefühl zu melden. Ich wollte Vater sein, Vater eines Kindes, aber

Vater ohne Frau. Sonderbarer Gedanke, wird man sagen. Mag sein, aber ich dachte nun einmal so. Das Gefühl, verheiratet zu sein, hätte ich nicht ertragen. Der Begriff der persönlichen Freiheit ging mir über alles. Ich hätte mir ja eine japanische Frau auf Zeit nehmen können, wie die meisten Europäer. Aber dann hätte das Kind nachher einer Fremdung im Wege gestanden. Blieb mir also nur noch ein Weg: ein Kind zu adoptieren.

Mein Diener Kartoditromo und meine Köchin Minah, ein kinderloses älteres Ehepaar, freuten sich außerordentlich über meinen Plan, in der stillen Hoffnung, daß auch für ihr nahendes Alter ein paar trostreiche Stunden abfallen würden, wenn ein kleines Menschenkind das ruhige Haus am Berge durch helles Kinderlachen erfreute.

„Krrrrrrr ...“ schellte das Telefon. Der Leichenschauer von Baradan teilte mir mit, daß im Dessa Wates, einer kleinen Siedlung von höchstens hundert Menschen, Lungenpest ausgebrochen sei. Fünf Tote seien bereits begraben. Eine Probe ihrer Milch- und Lungenflüssigkeit werde morgen in meinem Laboratorium sein, und die Sputumpräparate von weiteren elf Kranken, die sich in ihrem Fieber wälzten, seien durch einen Eilboten an mich unterwegs.

Gegen 6 Uhr abends traf der Bote ein, und als ich eine halbe Stunde später wieder aus dem Laboratorium trat, konnte ich durch den mikroskopischen Befund die Diagnose Lungenpest mir bestätigen. Am andern Morgen in aller Herrgottsfröhe laufe ich mit dem Auto über die große Landstraße in der Richtung nach Ngabirebo. Es war Markttag in diesem Ort. Hunderte und aber Hunderte von Menschen bevölkerten die staubige Landstraße. Demähe alles Frauen, Frauen und Mädchen aus den umliegenden Dörfern, die ihre Waren in Kieselkörben auf dem Kopfe tragen und ihre Säuglinge im Siendang (Schultertuch) auf dem Rücken. In langem Gänsemarsch zogen sie dahin, auf beiden Seiten der Autostraße, die blaugelbeideten Gestalten mit den braunen Gesichtern und den ölgänzenden Haaren. Ihre Arme schlenkerten sie weitausholend hin und her, sich beim Gang anmutig in den Hüften wiegend. Vorbei ging es an dem Menschenzuge, der ein Bild gab von der Überbevölkerung Javas, vorbei an Dörfern und Gehöften bis zu einem Kreuzweg in Ngabirebo, wo ich das Roß bestieg, das mich in schnellem Kamelstrab, jener eigenartigen Gangart japanischer Pferde, zum Dessa Wates brachte.

Der Dorfpolizist empfing mich, da der Häuptling selbst schwer krank darniederlag. Der Genderang (Holztrommel) von Wates wurde heute nicht geschlagen; durch den Leichenschauer gewarnt, blieben die meisten Dorfbewohner in den Häusern, während ich sonst gewohnt war, am Dorfeingang von dem größten Teil der Bevölkerung begrüßt zu werden und unter dem Jubel der nackten Dorfjugend meinen Einzug zu halten. Alles war geradezu bedrückend ruhig.

Die Zahl der Kranken hatte sich inzwischen auf 32 erhöht, so daß mit einer Erkrankung des ganzen Dorfes gerechnet werden mußte. Die Personen, die mit den Pestkranken in Verührung gekommen waren, ließ ich alle in Isolerbaraden bringen, nur in jedem Haus, wo Kranke lagen, blieb ein Angehöriger zur Pflege zurück.

Es war ein trauriger Zug, der sich in Bewegung setzte, als sie das Dorf verließen, Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Söhne, Töchter, Gatten und Gattinnen, die ihre Lieben nie wiedersehen sollten.

Am Ausgang des Dorfs, der zu den Baraden führte, lag ein kleines Bambushäuschen, das dem Wayangspieler gehörte. Die Tür stand offen; ich schaute hinein. Auf dem Bald-Bald lagen zwei Menschen. Es waren der Wayangspieler und seine Frau. Sie waren tot. Ihre halbnackten Körper waren blau. Schwarz verfärbt und lagen schräg übereinander, wie wenn sie noch im Todeskampf sich von der Gegenwart des andern hätten überzeugen wollen, die Hände verkrampft in eine zerfetzte Palmblattmatte. Großmütterchen saß zitternd und mit dem greisen Kopf wachend in der Ecke der Stube und starrte auf den toten Sohn. Auf einer Matte im Türeingang aber lauerte ein niedliches, ungefähr zweijähriges Kind mit strahlenden schwarzen Glanzaugen und einem entzündenden blauschwarzen Lodenopf. Es hatte sich das hellbraune Gesichtchen mit Kalk aus der Westhose des toten Mütterchens verschmiert, und die kleinen Hände spielten mit zwei Wayangfiguren, deren fragenhafte weiße Dämonengesichter mit langen Hälften auf vergoldeten Leibern lagen. Jauzend bewegte das kleine Mädchen die spinnenartigen Leberarme der Puppen hin und her und versuchte die Trapen der Figuren mit Kalk zu beschnüren, wie es seine Mutter bei ihm getan zum Schutz gegen Schweiß und Sonnenbrand.

Ich gab dem Polizisten Auftrag, für die Bestattung der Toten zu sorgen. Das kleine Mädchen aber und die arme alte Großmutter nahm ich mit in die Pestbaraden.

Zehn lange Tage mußten die unglücklichen Dorfbewohner dort aushalten. Zehn Tage dauert die Inkubationszeit der Lungenpest. Fast jeden Tag ging ich sic dort besuchen. Und

... das ganze Wespennest übergeben. In den Säulen herrschte das Wespennest, was in den Behältern saßen die toten Motten. Wie mehr wurde der Gedanke von Wates geschlagen ...

Am neunten Tag lebten nur noch zwei Menschen vom Dossa Wates, die Großmutter und die niedliche Kleine, deren Namen ich nicht einmal wußte. Großmutterchen saß zitternd in der Ecke. Sie betreute die Kleine, soweit ihr das bei ihrer Altersverblöbung überhaupt möglich war. Das Kind aber kauerte auf einer Matte und spielte mit den zwei Bahangfiguren, die ich wohlweislich der Alten mitgegeben hatte. Es versuchte, den Fraßen Reis und Bombopfeffer in den Mund zu schmirren.

Am Nachmittag läutete der Fernsprecher. Der Bedono von Paralan, das javanische Distriktoberhaupt, wünschte mich zu sprechen:

„Heute mittag kam ich an den Pestbaraken von Ngadirebjo vorüber. Sie werden es wohl wissen, daß die steinalte Frau mit dem Kindchen allein da sitzt. Sagen Sie, Doktor, was sollen wir bloß mit dem Kind anfangen? Ich habe mich erkundigt. Das Kind steht mutterseelenallein in der Welt. Alle Verwandten sind tot, gestorben an der Pest. Was sollen wir bloß damit machen? Kennen Sie niemand dort, der das Kind vielleicht haben will?“

„Doch Bedono, da kommt mir ein Gedanke. Ich selbst. Ich hatte schon lange den Wunsch, ein Kind anzunehmen. Und Sie wissen ja, meine Köchin, die auch kinderlos ist, wird sich gewaltig freuen, wenn es bei uns Leben in der Bude gibt. Also abgemacht, Bedono, Sie schicken mir übermorgen das Kind ins Haus. Morgen läuft der letzte Isolierungstag ab. Danach besteht ja keine Gefahr mehr.“

„Abgemacht, Doktor!“ rief der Bedono freudig ins Telefon, „und ich glaube, Doktor, Sie werden die gute Tat nicht bereuen.“

Es vergingen zwei Tage voller fieberhafter Vorbereitungen. Minah hatte schon ein kleines Bals-Bals im Fremdenzimmer aufgestellt und nähte an einem Klambo (Roskitoneh) für das Kind. Endlich sollte der Traum ihrer alten Tage erfüllt werden.

Jeden Augenblick konnte es eintreffen, das Kind. Es war nun schon drei Uhr nachmittags, und noch immer war die Frau, die es bringen sollte, nicht erschienen. Ich klingelte den Bedono an. Er war nicht zu Hause. Ich rief nach einer halben Stunde wieder an. Der Bedono war noch nicht zurück. Da ließ ich das Auto vorfahren und fuhr nach Ngadirebjo, um meinen Schützling selbst zu holen. Ich fieberte vor Ungeduld und freute mich unsagbar auf das Kind.

Als die Sonne am Horizont verschwand, betrat ich die Pestbaraden von Ngadirebjo. Es herrschte Totenstille. Die Tür des Häuschens, wo das Kind mit seiner Großmutter untergebracht war, stand offen. Ich schaute hinein. Auf dem Bals-Bals lag das niedliche braune Kindchen mit den schwarzen Locken. Seine schwarzen Glanzaugen aber waren geschlossen für immer. Neben ihm lagen zwei Bahangfiguren, deren fraßenhafte weiße Dämonengesichter mit langen Hälsen auf vergoldeten Leibchen saßen und mit Reis und Bombopfeffer beschmiert waren. Die spinnenartigen Lederarme ließen sie traurig über den Bals-Bals-Rand zu Boden hängen.

Die Großmutter saß zitternd und mit dem greisen Kopf wackelnd in der Ecke der Stube und starrte mit blöden Augen auf das tote Enkelkind. Die Bahangfiguren habe ich mitgenommen als Erinnerung an das letzte Opfer der Pest in Wates.

Die Wortmühle.

Von Wolfgang Wetterstein.

Millionen unnötiger Worte werden täglich gesprochen, dieselbe Sache wird — meist ohne zwingende Notwendigkeit — unter Zuhilfenahme der gleichen Ausdrücke unzählige Male wiederholt, als ob ein geheimnisvoller Apparat den Überschuß unserer sprachlichen Leistungen regle. Die Wortmühle mahlt.

Man versteht und entschuldigt es, wenn der einfache Mann aus dem Volke, dem nur wenige hundert Worte des allgemeinen Sprachschatzes zu Gebote stehen, sich oft wiederholt. Aber auch der Gebildete, der sich beziehungsreich auszudrücken versteht, bewegt sich meist im Kreise um einen Punkt herum. Und sogar der eminente Kopf entgeht nicht dem gleichen Verhängnis. Die Wortmühle mahlt ohne Ansehen geistigen Ranges.

Warum fühlen sich nun so viele Menschen zu überreichlicher Rede veranlaßt? Liegt ihnen daran, daß andere sie hören, oder wollen sie nur sich selber hören? Aber wie oft hören wir kaum uns selber zu, geschweige den anderen! Und doch versuchen wir immer wieder, den Würstanker unserer Rede über die Antiesen des menschlichen Daseins zu schleudern, immer wieder bemühen wir uns, Selbstverständnis

...arbeiten mit Worten herum, obwohl das altbekannte Gesetz niemanden interessiert. Gleitschicht steht ein physischer Zwang dahinter, wie beim Atmen, Essen und Schlafen.

Zweifelloso gibt es Dinge, die gesagt werden müssen, und ganz gewiß gibt es auch Menschen, die anregend zu plaudern verstehen. Schemerazade redete in Tausendundeiner Nacht ganze Bände zusammen, und der Beherrscher der Gläubigen hörte ihr immer wieder mit Vergnügen zu. Das sind jedoch Ausnahmen. Der Mann dagegen, der eine abgedroschene Anekdote zum tausendundeinsten Male erzählt, kann nicht mehr als anregend bezeichnet werden; auch jener nicht, der annimmt, daß seine Familienangelegenheiten für jedermann von unleugbarem Interesse seien.

Jedenfalls wollen die Menschen einfach reden; sie neigen nun einmal zur Mitteilungs- und den meisten ist es ganz gleichgültig, ob man sich für ihre Äußerungen erwärmen kann oder nicht. Für manchen mag das fleißige Drehen der Wortmühle auch den einzigen Ausgleich für ein langes Dasein bedeuten. Man sollte nicht jeden als Schwäger abtun, der mehr redet als wir selber, denn er ist ein Mensch, der gerade das tut, was wir im gleichen Augenblick selber vorhaben. Und der weitbekannte alte Herr, der nur von seiner Gicht zu sprechen weiß, oder von anderer Leute Gicht, wenn er mit der feinen in Leerlauf geraten ist, und der klar durchblinden läßt, daß seine Gicht die bessere Marke sei, wird zugrunde gehen müssen, wenn er niemanden mehr hat, dem er solche Geheimnisse verraten kann.

Es gibt kein Entrinnen. Schließe dich in dein Zimmer ein, und das Telefon wird klingeln; flüchte dich in Keller, gewölbe oder auf den Dachboden; irgend jemand wird dich ausfindig machen, um dir seine politischen Anschauungen zu erläutern. Schwimme auf das Meer hinaus, um allein zu sein: ein besserer Schwimmer wird dich einholen und dir seinen Rat nicht vorenthalten. Überall, wo du bist, hält dich die Wortmühle in ihrem Bann.

Jeder redet und niemand hört zu. Wem ist das noch nicht in jenen Gesellschaften aufgefallen, die zur höheren Weihe des Daseins veranstaltet werden? Unbesorgt darfst du die schaudervollsten Dinge sagen, man wird dir antworten: Ach, wie reizend! Aber auch den berühmten eisernen Geschäftsmann, der immer nur drei Minuten Zeit hat, darfst du furchtlos in seinem Bureau aufsuchen. Wenn du neutral zu lächeln verstehst, erfährst du unter Umständen bei gutem Kaffee und noch besseren Zigarren seinen Lebenslauf von der Wiege bis zur Limousine. Und wenn du wenig oder gar nichts gesagt hast, wird er dich als den besten Kopf einschätzen, der ihm je begegnete.

Es ist hoffnungslos. Wir reden mit Schlagwortzusatz über Politik, Religion, Kunst und Geschäft und geben dabei vor, der Weisheit des anderen genau zu lauschen. Am Ende bleiben wir das, was wir waren. Würde wohl jemals eines Menschen innerstes Wesen durch Worte umgestaltet? Ich weiß es nicht. Der einzige Gewinn, den wir vom Drehen der Wortmühle haben, ist ein beträchtliches Erleichterungsgefühl und die feste Überzeugung, daß alle anderen Unsinn reden.

Der Wüterich.

Von Lud Waldweber.

Er wütet.
Er wütet öfter.
Aber heute insbesondere.
Frau Amalie schweigt.
Frau Amalie schweigt lange.
Aber heute ist's einfach nicht mehr auszuhalten.

Sie muß zum letzten Mittel greifen. Sie begibt sich in die Küche, sucht sorgfältig die Abfälle zusammen, mischt eine gehörige Portion Sand dazwischen und gießt das abscheuliche Gemenge in den Ausguß.

Noch in derselben Stunde verbreitet sich im Hause das Gerücht, der Brunnen sei verstopft.

Den Brunnen durchzuräumen, ist seine Leidenschaft. Brummend, wie es unter den Umständen nicht anders sein kann, begibt er sich ans Werk. Diesmal handelt sich's um einen ganz besonders schwierigen Fall. Was die Frauen auch dem Schlund eines Abzugstrohes zumuten! Und wie oft „er“ schon aufgezehrt hat, was so ein Ausgußrohr einfach nicht vertragen könne. Kurzum: Er hat Gelegenheit, sich richtig auszuschleimen. Und mit dem Dred spült er unbewußt den ganzen Grant hinunter.

Als nach zwei Stunden schwieriger Arbeit der Brunnen wieder läuft, strahlt er vor Befriedigung.
Und Frau Amalie auch.
Na also!

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. G. Antker in Wiesbaden. — Druck und Verlag der D. Schellberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.